

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Hofarchitektur. Von Karl Schefler	271
Der Graf von Charolais. Von Lou Andreas-Salomé	285
Verführung. Von Johannes Gequiß	293
Conrad und Plotta. Von Paul Marsoy	294
Die deutschen Brekabel-Gesellschaften. Von Richard Hennig	298
Orientalia. Von F. Lutz	302
Drei Belege	305

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Reichardtstraße 10.

1905.



Inseraten-Annahme für "Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstraße 10 sowie durch städtische Annoncen-Expeditoren.

Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Hrn. Carl H. Hintze, Großherzogl. Cäcilien- u. Hoflicher Hoflieferant. Flügel u. Pianino-
 Fabrik. Pianinos von 400 RM. an bis zu den besten Konzert-Pianinos zu 650, 750 RM. u. Flügel
 von 950 RM. an. Gebrauchte Pianinos 250 RM. Gebrauchte Flügel ca. 350 an, darunter **Bechstein,
 Blenc, Duysen, Schwichten, Knps, Steinway & Sons**, auch billig zur Wien, neu und
 gebraucht, event. ohne Transversalen. Große Auswahl. Kulante Zahlungsbedingungen. Jährl.
 Katalog gratis und franco.

Warum ist Poetko's Apfelwein der Beste?

Weil er keine Wasserputscherei treibt!
 Weil er nur vorzüglichst. Obst u. grösste
 Sorgfalt auf die Herstellung verwendet!
 Weil er nur naturreinen Saft versendet!

Darum ist

Poetko's Apfelwein der Beste!

Von 25 L. aufwärts à 30 Pf. Auslese à
 50 Pf. pro L. ab hier geg. Kasse od. Nachn.

Ferd. Poetko, Guben 18.

Grösste Apfelweinkelterei Norddeutschlands

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
 Romanen etc. bitten
 wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
 teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-
 kation ihrer Werke in Buchform, mit
 uns in Verbindung zu setzen.
 15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
 Modernes Verlagsbureau Carl Wundt.

Max Werner wo bist du?

H. R. V.

Das Germanentum und sein Verfall.

Eine rassenpolitische Studie von Max Engelmann.

480 S. 8°. M. 6,50, geb. M. 7,50.

Ist es reiner Zufall, dass die Sozialdemokratie nur in christlichen Ländern gedeiht? —
Engelmann findet im Christentum die wahre, geistige Mutter der Sozialdemokratie. Es sei
 ein Fluch für das wahre Germanentum und der Todfeind aller Edlrasen. Die Unter-
 suchungen des Verfassers werfen ein ganz neues Licht auf die Rassenwerte unseres
 Volkes, auf Gedankenfreiheit, Wahlrecht, Judentum etc.

FRIEDRICH FUNCKE, Verlag, Stuttgart. Prospekt frei.



Berlin, den 18. Februar 1905.

Hofarchitektur.

Das Streben unserer Journalisten nach einer besonderen Vortragungsweise, das ihnen wohl den Begriff des „Persönlichen“ ausmacht, wird nie mit allen Nähten so sichtbar wie da, wo es gilt, Werke der neuen Hofkunst zu besprechen. Im Urtheil sind fast Alle einig; aber wie verschieden sind die Tonarten! Man kommt uns tragisch oder ironisch, versucht es mit kühler Sachlichkeit und mit Temperamentsausbrüchen, mit ironischer Resignation und langathmiger Schulmeisterlichkeit. Von einem Erfolg ist aber, trotz so mannichfachen Angriffswaffen, nie Etwas zu spüren. Das Ganze ist ein mehr oder weniger unterhaltames Spiel, eine journalistische Akrobatik der Intelligenzen. Der Hofarchitekt baut seine Prunkgebäude, der Bildhauer modellirt seine Fürsten- und Thiergruppen ruhig weiter. Die Frage, was gegen den unerwünschten Zustand zu thun sei, daß unter den Augen des Kaisers eine schier unerschöpfliche, allgemein gemißbilligte Bauhätigkeit in der Hauptstadt entfaltet wird: diese Frage ist ernsthaft noch nicht beantwortet worden.

In unseren Parlamenten wird von Kunst fast nie gesprochen; und wenn es geschähe, gäbe es keine Handhabe, ästhetische Absichten einer Mehrheit geschlechtlich zu formuliren. Einfluß der Parlamente auf öffentliche Kunstleistungen ist in unseren Verfassungen nicht vorgesehen. Reden können gehalten werden, wenn der Anlaß listig herbeigeführt wird; aber auch sie richten sich nie gegen eine verantwortliche Stelle, weil es eine solche nicht giebt. Jede Einwendung ist schließlich von dem Minister, wenn ihm eine Verantwortlichkeit zurecht-konstruirt werden sollte, mit dem Wort abzuwehren: Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Wenn der Kaiser alarmirende Telegramme ohne Gegenzeichnung in die Welt schickt, hat der Kanzler doch nachher der Nation Rede zu stehen und es kommt wesentlich mit auf die Haltung der Volkser-

treter an, ob er im Amt bleiben kann. Im künstlerischen verzichten aber die Parlamente gern auf das Einspruchsrecht; sie denken wohl: Lassen wir dem Fürsten das Spielzeug Kunst, damit er uns in der Politik nicht zu viel Anlaß zum Widerspruch gebe. Den versammelten Juristen, Industriellen, Landwirthen und Pastoren kommt, wie es scheint, niemals die Einsicht, daß die Kunst mehr ist als ein Spielzeug; nie ist noch in einem Parlament hörbar ausgesprochen worden, daß Aesthetik und Ethik untrennbare Begriffe sind, daß sich die feinste, dauerhafteste, das Leben am Stärksten determinierende Sittlichkeit eines Volkes in seinen Kunstbildungen ausdrückt. Wer der Nation eine Schönheit aufzwingt, die dem allgemeinen, wenn auch anonymen Empfinden widerspricht, schädigt stets das Gefühl für sittliche Werthe; und diese Schädigung wirkt naturgemäß auf andere Lebensgebiete zurück. Den Volksvertretungen werden solche inneren Vorgänge aber meist erst sichtbar, wenn die Wirkungen greifbar geworden und die Ursachen schon wieder durch andere überholt sind. Wird von der Regierung Geld für Staatsbauten gefordert, so beschäftigt sich die Versammlung mit der Frage, ob die Arbeit nöthig sei, und mit den Gehältern der Beamten; sie prüft die Bausumme und bespricht vielleicht den Bauplan; niemals aber hört man die Forderung, das Werk solle diesem oder jenem erprobten Künstler übertragen werden. Es ist ja nicht anzunehmen, daß die öffentlichen Bauten mit einem Schlag besser würden, wenn die Volksvertreter eine Stimme hätten; denn auch sie würden in den Reihen der Regierungsbaumeister suchen und den starren Akademiker, den Baubeamten finden, auch ihr Urtheil würde ein vorläufig völlig ungebildetes Kunstempfinden verrathen. Aber welcher Fortschritt wäre es schon, wenn alle wichtigen Fragen der Kunst öffentlich besprochen würden! Wir haben in der Debatte über die Betheiligung deutscher Künstler an der Weltausstellung in Saint Louis Manches gehört, das zu denken giebt. Nur der stets wiederkehrende Anlaß, das lebendige Bedürfnis fehlt. Und es ist an der Zeit, daß das Volk erfahre, wie sehr es sich um seine eigensten Angelegenheiten handelt, wenn öffentliche Kunst besprochen wird. Denn es scheint, daß wir der Zeit einer umfassenden, ganz demokratisirten Volkskunst entgegengehen, worin der Maccenatenwille des Einzelnen nichts mehr gilt, wenn er sich nicht als Diener des Ganzen fühlen kann.

Auch Pericles oder Lorenzo von Medici konnten Großes nur vollbringen, weil sie sich zu Organen der Zeitgefühle machten. In Florenz oder Athen hätte es zu Revolten geführt, wenn die Staatsleiter künstlerischen Sonderlaunen gefolgt wären, wie wir sie hinnehmen müssen. Das Volk selbst empfand damals ästhetisch und war Herr seiner idealen Angelegenheiten. Selbst Epochen wie die Augustus des Starcken oder Friedrichs des Großen, wo dynastischer Wille mit fremden Künstlern Bedeutendes schuf, scheinen in absehbarer Zeit nicht wiederkehren zu können. Auch diese Autokraten im Reich der Kunst

gelangten nur zu würdigen Resultaten, weil sie modern, ja, innerhalb ihrer Völker die modernsten Geister der Zeit waren. Ihre fremden Künstler gehörten zu den reifsten Individualitäten eines weiter entwickelten Kulturgebietes und wurden darum in den zurückgebliebenen Ländern zu Vorläufern einer nothwendigen Entwicklung. So konnten ihre Werke dem Volke zu einem idealen Vorbild werden, zum Symbol eines Willens, dem es noch an Selbstbewußtsein gebrach und der, nach gegebener Anleitung, doch gleich richtige Schlüsse für das bürgerliche Milieu zu ziehen wußte. Die Fürsten gingen ihrem Volk auch damals voran. Wilhelm der Zweite ist aber mehr in der Lage der Monarchen, von denen Freytag einmal sagt, sie seien ungefähr um fünfzig Jahre hinter ihrer Zeit zurück. Das mag, wie Freytag behauptet, nur natürlich sein und im Politischen manches Gute haben, weil dem vorschnell eilenden Fortschrittsgedanken dadurch eine nützliche Hemmung bereitet wird; im Künstlerischen aber ist solche natürliche Rückständigkeit schädlich, um so mehr, mit je eigenwilligerer Initiative sie verbunden ist. Es ist schon bedenklich, den Ideen von 1850 bis 1860 gemäß, ein Renaissance-Ideal restauriren zu wollen; es aber mit Künstlern zu versuchen, die in den Gründerzeiten Kunsterschaft gesammelt haben: Das führt zur Groteske. Mit dem Alten Friesen oder dem Starcken August läßt sich unser Kaiser nicht vergleichen, weil er, trotz seinem Wort vom „Zeichen des Verfalls“, ein moderner Mensch nicht ist. Er versteht nicht, aus den Absichten der Kunst die Zeit zu deuten und als Maccen dem werdenden zu dienen, sondern flüchtet zum unzulänglichen Abbild des Vergangenen; er ist in seinen ästhetischen Gedanken nicht schöpferisch, sondern durchaus einer der Nachempfinder, deren Wille zur Originalität sich darin erschöpft, daß sie die Qualität durch die Quantität ersetzen. Fraglich ist, ob überhaupt noch ein Fürst innerhalb unserer Konstitutionen, in dem Maß wie der preußische Friedrich etwa, Exponent eines verborgenen Volkswillens zur Kunst sein kann. Die Bedürfnisse der Zeit, die Aufgaben unserer Tage verneinen die Frage. Wie die moderne Form der Staatsverfassung — so sagte der Herausgeber der „Zukunft“ einmal — einen neuen Fürstentypus verlangt, der vom alten Kaiser Wilhelm in all seiner Zurückhaltung und Bescheidenheit gut repräsentirt worden ist, so fordern die veränderten Umstände auch vom fürstlichen Maccen eine weniger selbstherrliche, eine diskretere Haltung. Mehr als je muß der Regent der erste Diener Dessen zu werden suchen, was die Nothwendigkeit in ihrer stillen Weise vorbereitet und ankündet.

Wer da bauen will an den Gassen, muß die Leute reden lassen. Das Stadtbild gehört uns Allen. Und wenn ohne Sentimentalität zuzugeben ist, daß die Macht auch ein Recht ist, so ergibt sich als Konsequenz doch der Wunsch, der persönliche Wille des Monarchen möchte eine Gegenmacht finden. Der Kaiser nimmt sich das Recht zu seinem Wirken und ist überzeugt, dieses

sei segensvoll; dagegen hilft, wie hier oft schon gesagt wurde, keine feige Feder und kein schlechter Witz, sondern nur die Propaganda dafür, dieses Recht möchte mit allen erlaubten Mitteln bestritten werden. Es ist eine Kompetenzfrage, nicht nur dem Monarchen, sondern auch den Ressorts und sogar Privatbauunternehmern gegenüber; und sie sollte mit der nöthigen Ruhe und Rückertlichkeit, doch auch ohne falsche Rücksicht, erledigt werden.

Verwunderlich freilich sind die Leistungen der Hof- und Regierungskunst und der von dem Abfall zehrenden Profanbaukunst nicht. Jeder Minister könnte der Volksvertretung antworten: Wir bedienen uns der in Amt und Würden gereiften Künstler, der selben Akademien, deren Gelder Sie im Etat alljährlich bewilligen. Hier liegt in der That die Wurzel. Wichtiger noch als ein Entschluß, sich im künstlerischen ein Bestimmungsrecht zu sichern, ist darum die Erkenntniß, was uns die Akademie heute noch sein kann und was nicht. Kunsthochschulen sind einst von Fürsten gegründet worden, weil deren Länder an Bildenden Künstlern zu arm waren, um der Nachfrage der Höfe genügen zu können, weil Ausländern die edelsten Arbeitgelegenheiten eingeräumt werden mußten. Die Gründungen waren damals eine patriotische That. Heute aber, wo die Verhältnisse genau umgekehrt liegen, wo wir im eigenen Lande eine Fülle von Kunstkräften haben, wäre es eine patriotische That, diese weesenlos gewordenen, in Konventionalismus und Schablone erstarrten Institute, die geleistet haben, was sie konnten, wieder aufzuheben. Der lebendigen Entwicklung sind sie jetzt die schlimmsten Hemmnisse geworden. Werth können Akademien immer nur haben, wenn eine das ganze Volk umfassende Kunstkonvention vorhanden, ein fester Besitz zu erhalten oder auszuthemen ist — wie etwa in unserer Musik —, wenn nach anerkannten Regeln gelehrt werden kann. Heute aber soll eine Kunst, die uns gehört, erst geboren werden. Die Staatslehranstalten sind durch die Logik der Thatfachen zu natürlichen Pflegestätten der Reaktion geworden; neue Werthe entstehen immer trotz den Akademien; Leistungen, die unserer Kunst Ansehen im Auslande verschaffen, unsere Kunstindustrie reorganisiren und das Nationalvermögen beträchtlich vermehren, werden im schroffen Gegensatz zur Staatskunst, die sie verpönt, vollbracht. Wird den Fürsten, Bureaukraten und Bauunternehmern dieses Organ aber immer wieder gekräftigt, dann darf man sich nicht wundern, wenn es, nach dem Maß der vorhandenen Einsicht, benutzt wird. Ein Segen wäre es für die Nation, wenn die Akademien für Maler und Bildhauer, die jährlich Hunderte zu Drohnen der Gesellschaft ausbilden oder zu Proletariern erziehen, geschlossen und wenn die Hochschulen für Architekten beträchtlich verkleinert und gründlich verbessert würden. Es wäre nichts damit erreicht, wenn, statt der Herren Anton von Werner, Begas und Djan, etwa Liebermann, Hildebrand und Messel oder — wenn dieser Dreiklang den Herren noch nicht germanisch genug

sein sollte — Uhde, Ringer und Wallot zu Hochschuldirektoren gemacht würden. Nicht um Personenfragen handelt es sich, sondern um ein System, worin Eins immer am Anderen hängt: Fürstenwille, Ministerereifer, Hochschuletat, Baubeamtenhum, Akademieprofessor und Kunstgeheimrath. Diese ganze Staatsinstitution steht als Waffe geschlossen Dem entgegen, was zum Leben drängt.

Freilich könnten die vielen neuen Werke der Hofkunst, die sich jetzt in Berlin so geräuschvoll der Straßen und Plätze bemächtigen, auch mit den Akademiekräften besser sein. Oder vielmehr: diskreter. Die dekorative Reizung des Kaisers greift immer gerade nach den lautesten Künstlern; und in dem lärmenden Zug der Akademiker durfte nur ein Stiller, der kleine exzellente Krenzel, als Unikum, als Ordensritter und Friszenmaler, mitgehen. Auf der anderen Seite ist uns aber jetzt der Beweis erbracht worden, daß die Leistungen auch eben nicht besser werden, wenn sie unter den Augen eines anerkannten Kenners entstehen; man muß es wenigstens glauben, so lange man nicht weiß, welchen Antheil der persönliche Wille des Kaisers an dem Neubau des Kaiser Friedrich-Museums hat. Bis zum Beweis des Gegentheils ist man genöthigt, anzunehmen, daß der Direktor Wilhelm Bode weitreichenden Einfluß auf die Gestaltung des neuen Heims für seine mit unendlicher Mühe und außerordentlichem Können vermehrte und organisirte Sammlung gehabt hat. Es giebt nur zwei Möglichkeiten, die beide nicht schmeichelhaft für Bode sind: entweder ist das neue Museum, wie es sich heute präsentiert, gegen seine Wünsche gebaut worden, — dann ist er zwar ein Opfer, doch nicht ein tragisches, weil er die Konsequenzen ziehen konnte und mußte; oder er ist mit der Anlage einverstanden, — dann ist seinen Fähigkeiten nach dieser Richtung ein vernichtendes Urtheil gesprochen. Leicht wirds Einem nicht, den Namen dieses Mannes, dessen Verdienste zweifellos sind, in der Diskussion über einen so unrühmlichen Gegenstand zu nennen; doch ist gerade dieser Fall geeignet, zu zeigen, wie weit unser öffentliches Bauwesen durch den Grundsatz des Geschehenlassens, durch Rücksichten nach oben und durch eine Politik, die das Eine opfert, um das Andere zu retten, gelangt ist. Ihnes, des Architekten, Sünden wollen wir Bode nicht anrechnen, wo es sich um irgend eine Frage äußerer Form handelt; denn dieser Hofakademiker kann wohl durch keine Suggestion aus seiner wohlgepflegten Gedankenarmuth gerissen werden. Daß Bode aber diesen Grundriß zugegeben, daß er seinen Kunstwerken nicht erträgliche Wände und gute Beleuchtung gesichert hat: davon ist er durch nichts zu entschuldigen.

Das Museum ist durchaus eine Bildung der Neuzeit, weil das prinzipielle Sammeln von Werken alter Kunst zu öffentlicher Belehrung in solchem Umfang nur unserer Epigonenkultur eigen ist. Zuerst begnügte man sich mit der Aufstapelung des Besizes an Bildern oder Statuen in speicherartigen Gebäuden. Als aber die alten Vorbilder dem Volk zugänglich gemacht werden

sollten, wurde es nöthig, Ausstellungsräume zu schaffen. Diesen praktischen Zweck hat man dann von vorn herein mit einem idealen zu verbinden gesucht. Man fühlte den Drang, zu repräsentiren, und machte darum aus dem Ausstellungshaus einen Palast. Heute giebt es kaum ein Museum, das nicht eine feierliche Monumentalität anstrebt; und wenn Das scheinbar unsinnig ist und der Hauptzweck der Gebäude, die Ausstellung, bei dieser Verquickung mit dem Palastprinzip fast immer schwer leidet, wenn groteske Fehler auch in Fälle begangen worden sind, so darf man über solche Absicht, die sich unermülich immer wieder kundgibt, nicht mit wohlfeilen Gründen der Zweckmäßigkeit hinweggehen. Mit der Ehrfurcht vor der alten Kunst ist diese Lust zu gewichtiger Repräsentation nicht zu erklären, weil ja die Sammlung am Meisten darunter leidet. Denn der beste Platz wird für nutzlose Säle, Hallen und Treppenhäuser verkraucht und man vernachlässigt alle praktischen Bedürfnisse, weil durchaus für die Straße gebaut wird. Es scheint vielmehr, als ob sich das Museum allmählich zu einem Gebilde auswachsen wolle, das man vielleicht ein modernes Pantheon nennen kann, eine Rathshalle, worin die Denkmale großer Männer — die dann von der Straße endlich in eine würdige architektonische Umgebung gelangen würden — aufgestellt werden. Solche Bildungen bedürfen aber langer Fristen, um reif zu werden, weil das ganze Volk sich vorher in seinen ethischen und ästhetischen Verehrungsbedürfnissen finden und versichern lernen muß. Sollte die Entwicklung wirklich nach dieser Richtung fortschreiten, so könnte das Museum zu einer der dankbarsten Aufgaben moderner Baukunst werden, weil das Bedürfniß nach anschaulicher Trennung der Komplexe für die Repräsentation und für die Ausstellungszwecke die wirksamsten Lösungen ermöglicht. Inzwischen müssen wir uns freilich mit den Interimsbildungen begnügen.

Beim Bau des Kaiser Friedrich-Museums lagen die Bedingungen der Disposition ziemlich klar, weil bei vernünftiger Betrachtung der Verhältnisse nur ein einziger Zweck zu berücksichtigen war. Dem doppelten Bedürfniß der Ausstellung und der nationalen Repräsentation dient die Nationalgalerie und noch mehr das weit nach dem Lustgarten geöffnete Alte Museum. Diese beiden Museen haben als Kopfgebäude zu gelten und Alles, was auf dem Hinterlande noch errichtet wird, muß von untergeordneter Bedeutung sein. Stüler hatte den richtigen Instinkt, als er das Neue Museum nicht als selbständigen Monumentalbau entwarf, sondern als einen Flügel des von Schinkel gebauten Alten Museums, als ein den repräsentativen Bau ergänzendes Ausstellungshaus. Die selbe praktische Zurückhaltung wäre für das Kaiser Friedrich-Museum geboten gewesen; auch dieses Museum ist und bleibt, trotz allen darüber hinaus strebenden Versuchen, ein Ergänzungsbau und dieser Charakter wird durch die insulare Lage im Wasser, weit ab von jeder größeren Verkehrsstraße, noch

verstärkt. Wo Monumentalität und Feierlichkeit ist, muß auch die stetig wandelnde und staunende Menge sein; an diesem Museum aber führt kein vielbetretener Weg vorüber, und wer es kennen lernen will, muß den Eingang erst mühsam suchen. Der natürliche Zugang wäre die Kleine Museumsstraße, links vom Alten und Neuen Museum, gewesen, die, nach Abbruch der im Wege stehenden Baracken, zugleich die Hauptachse des vorderen Theiles des Hauses bezeichnen konnte. Nun läuft freilich quer über die Halbinsel, parallel der einen Front des neuen Hauses, der Oberbau der Stadtbahn; und dieser Anblick scheint dem Architekten zu „unästhetisch“ gewesen zu sein. Aber bekanntlich gelingt dem Baukünstler das Charaktervolle eben dann am Besten, wenn er nicht die Hindernisse und speziellen Bedingungen umgeht, sondern, wenn er gerade von ihnen ausgeht und sie zum Leitmotiv macht. Ihne hatte den richtigen Instinkt, als er diese Stadtbahnfront des Museums ganz als Stirnseite ausbildete und ihre Mitte genau in die Richtung der Kleinen Museumsstraße legte. Auf dieses architektonische Versprechen verläßt sich nun Jeder, dem die Anlage noch fremd ist. Er biegt vertrauensvoll in die Zufahrtsstraße ein, überzeugt, er müsse, wenn nicht das Hauptportal — denn der seltsame Zustand des Weges und die Einsamkeit machen stupig —, so doch sicher einen Eingang finden. Doch die Architekturformen, die gewinkt haben, sind nur Dekoration; nicht die kleinste Thür ist an dieser Seite. Und doch wäre es leicht gewesen, die unschönen schweren Stadtbahngewölbe in grazile Brückenbogen zu verwandeln oder, noch besser, das Vestibule unter die Stadtbahn hin vorzuschieben, so daß die Flügel über den Vorbau, der die Garderoben und Aehnliches beherbergt hätte, dahingefahren wären. Jetzt aber muß, wer sich in seinem rechten Kunstgefühl täuschen ließ, zunächst einmal zurückgehen, die Brücke überschreiten, weit am Kupfergraben entlang bis zur Rückseite des Museums pilgern; und dort ist dann endlich der Haupteingang. Wirklich: an der Rückseite. Denn daß diese spitze Ecke als Abschluß gedacht ist, beweist die energische Ausbildung als Apsis. Der Laie, der nur weiß, was der Bau ihm sagt, stellt sich die Entwicklung ungefähr so vor: Zuerst hat Ihne auf dem Papier seinen Renaissancepalast mit dem Hauptportal nach der Stadtbahn disponirt und die flugabwärts reichende Spitze apsisartig, also als Abschluß, ausgebildet. Den Eingang hat er mit einer mäßigen Kuppel bezeichnet. Dann ist über den Entwurf Jemand gekommen, der mehr Repräsentation und ein Denkmal dazu verlangte: und nun wurde die Disposition umgekehrt, der schon fertige Aufsatz aber nicht auch prinzipiell geändert. Um die nachträglich geöffnete Apsis als Eingang weithin zu bezeichnen, ist darüber auch eine Kuppel errichtet worden und, da Irthümer vermieden werden sollten, eine, die doppelt so groß ist wie die erste. Das geforderte Denkmal hat dann — zuletzt — auf einer Ausbuchtung der dem Museum schlecht ankomponirten Brücke Platz

gefunden. * Vielleicht war der Hergang nicht einmal so, sondern irgendwie anders; aber dieser Eindruck rathloser Verwirrung, vieler Köpfe und vieler Sinne wird durch die Architektur auf jeden Unbefangenen hervorgebracht.

Zu diesem besondern Fehler der Disposition ist der auch sonst übliche gekommen, das Ausstellungshaus als regelmässigen Palazzo auszubilden. Da der Bauplatz ein spitzes Dreieck mit zwei ungleich langen Schenkeln ist, hat dieses Prinzip, das nach außen quadratische Regelmässigkeit vorträgt und dadurch mit dem Grundriss in Widerspruch gerathen musste, zu bedenklichen Täuschungen geführt. Zugugeben ist, daß der Bauplatz eine ungünstige Gestalt hat; aber interessant gegliederte Baumassen ergeben sich gerade da, wo Terrain-schwierigkeiten Klug Rechnung getragen wird. Dieser Bauplatz forderte gebieterisch verschiedene Gruppen und Höhen. Jetzt aber hat man nirgends einen reinen Ueberblick nur über zwei Fronten; überall glaubt man, vor einem quadratisch symmetrischen Gebilde zu stehen. Jede Massen- und Raumwicklung fehlt und jede Front hat nur Beziehung zu sich selbst. Tritt man dann zurück und sieht, daß die beiden ganz unorganisch hinzugefügten Kuppeln eine quer durch das Gebäude laufende schiefe Achse bezeichnen, so jaßt man sich an den Kopf. Das lebhafteste Bemühen, von den Baugliedern sich das innere Sein des Hauses deuten zu lassen, bleibt ohne Erfolg, so lange man den Grundriss nicht kennt. Der schiefen Mittelachse widerspricht die Paradesymmetrie der Fronten; und daß die kleinen Nischenbildungen der Langseiten auch wieder schräge Nebenachsen illustriren, vermag eine mit dem künstlichen Grundriss unbekannte Phantasie nicht zu ergründen. So setzt sich der Widerstreit von Schein und Sein bis ins Einzelne fort und nur darin ist Folgerichtigkeit vorhanden: die falschen, tadelnswerthen Grundsätze, die das Ganze gebildet haben, werden von allen Detailformen variiert. Von den schlechten, unmusikalischen Verhältnissen der Säulen-, Gesims- und Fensterformen, von der schulmässigen Langweiligkeit des Ornamentales und von dem grotesken Kaiser Friedrich Denkmal des münchener Bildhauers Raifon, das sich den Leistungen der neuen berlinischen Bildhauerschule würdig anschließt. Auch dem Ruhigen bleibt nur eine Bezeichnung: Rajestätischer Kitsch!

Was der Repräsentation geopfert ist, zeigt sich ganz erst beim Betreten des Hauses. Draußen könnte man vorübergehen; drinnen aber möchte man doch die herrlichen Kunstwerke, die Bodes Sammeleifer und Zinderglück in großer Fülle in so kurzer Zeit angehäuft hat, genießen. Und überall sieht man sich daran durch den Architekten gehindert. Es wäre der Mühe werth, alle Fehler dieses theuren Prunkgebäudes im Einzelnen nachzuweisen, um an einem überzeugenden Beispiel zu zeigen, in welcher Leblosigkeit unsere „hohe“ Baukunst, trotz allen Wechsignalen der Zeit, verharrt. Dazu aber wären Pläne und Zeichnungen unerlässlich und ein Raum, der hier nicht ver-

füßbar ist. Doch genügt eine Aufzählung der größten Irrthümer, die sich beim Durchwandeln des Gebäudes auch dem denkenden Laien aufdrängen, um einen Begriff zu geben, daß wieder einmal ungeheure Summen für eine leere Idee verschleudert worden sind.

Man betritt das Haus durch eine Thür, die sich — neben anderen, aber nicht benutzten Thüren — in der nach außen gekrümmten Apsiswand befindet. Das giebt sofort ein unbehagliches Gefühl, weil ein Eingang, dessen Wände sich unüberfüßlich seitwärts vom Eintretenden schiebend weg-runden, ein Gefühl erzeugt, wie es einem gastlich Aufgenommenen erspart sein sollte. Dann gelangt man in eine Halle. Der erwartungsvolle Blick durch die Mitte wird von einer Nachbildung des Kurfürstendenkmals von Schlüter — das man doch ein paar Schritte weiter im Original haben kann — versperrt; das Auge kann dieses große Reiterbild aber nirgends umfassen, weil keine Entfernung zum Zurücktreten vorhanden ist. Nur vom Podest der ersten Etage aus ist ein Ueberblick möglich; doch sieht man dann hinab und hat darum nichts vor sich als eine arg verzerrte Masse. In seitlichen Apsiden führen zwei Treppen, deren Stufen schlecht abgemessen sind, in den Ersten Stock. Die Wände dieser Seiten werden von Fenstern durchbrochen, die nirgendhin führen, nicht für die Belichtung, sondern nur zur „Belebung“ geschaffen sind; denn sie sind mit dunklen Stoffen dicht verhangen. Dieses seltsame Fensterprinzip wiederholt sich noch grotesker in der Kuppel. Dort ist in der Mitte ein großes, von Ornamenten auffallend bezeichnetes, rechteckiges Fenster angebracht. Dieses wird außen, gleich hinter den Scheiben, von einer Sandstein-mauer vollständig geschlossen, bis auf eine kleine Lichtöffnung, die zufällig am oberen Rande sichtbar wird und die von einem ovalen Fenster stammt, das außen, für die Fassade, angebracht worden ist. Nichts charakterisirt den Geist des Bauwerkes besser als dieses Beispiel. Der Architekt braucht für die äußere Fassadendekoration ein rundes Fenster und bringt es an; er braucht für die innere Kuppeldekoration ein rechteckiges und schlägt es in die Mauer; wie sich die beiden Oeffnungen zu einander verhalten, ob sie einander entsprechen oder überschneiden, ob das innere von der Außenwand zugemauert wird, kurz, ob irgend eine Beziehung von Fassade und Innerem vorhanden ist: Das kümmert ihn nicht im Geringsten. Ein Fenster ist ihm eine Dekoration, ein Ornament. Aus der Dämmerung der in jener kalten, coulissenhaften Prächtigkeit, die wir in Jhnes Arbeiten vor dem Brandenburger Thor schauernd kennen gelernt haben, sich spreizenden Vorhalle gelangt man im Ersten Stockwerk in einen breiten, halbbrunden Gang, der nicht nur durch tiefsichtige Seitenfenster, sondern auch durch Oberlicht ein Uebermaß von Helle empfängt. Die Strahlen kreuzen sich, heben die Lichter, die Schatten und Reflexe auf und machen die kalte, weiße, charakterlose Architektur zu etwas ganz Nebel-

haftem. Von diesem grell gleißenden Korridor aus wird man an beiden Seiten in die Kabinete entlassen. Das erste wird nur durch ein kleines Oberlicht erleuchtet und wirkt, wenn man aus der grellen Lichtfluth kommt, ganz nächtlich. Aber dort darfs dunkel sein; es hängen ja nur Bilder an den Wänden.

Unten setzt sich die Mittelachse quer durch das Haus in einen basilikaartigen Raum fort, dessen Wände zwei Reihen sehr großer Nischen aufweisen. Wie man hört, haben sie die Bestimmung, große Altarbilder aufzunehmen. Leider besitzt die Sammlung keine Gemälde von auch nur annähernd so großen Dimensionen; deshalb hat man die kleinen Kirchenbilder und Sakralskulpturen hier untergebracht, was einen bejammernswerth hilflosen Eindruck macht. Das Licht in diesem kahlen, öden Raum fällt kalt durch kleine, häßliche Fenster, die Architektur reizt zum Gähnen und das lehmige, freudlose Grau läßt vor den paar Kunstwerken nicht die Spur einer Stimmung aufkommen. Abgeschlossen wird der Mitteltrakt durch eine Rotunde, die wieder Treppen zum Ersten Stock enthält. Hier wird der Sonntagsbesucher durch eine Fülle edlen Materials verblüfft; zwei Treppen schwingen sich unübersichtlich mit goldenen Gittern, an Marmormänden und Bronzef kapitälen vorüber, nach oben und rings in den Nischen ist der Alte Zeit mit seinen Handeden zu schauen. So malt sich die Pantheonidee in den Köpfen der Heutigen. Diese ganze Mittelpartie ist für die Ausstellungszwecke fast verloren; rechnet man die fünf unregelmäßigen Höfe hinzu, die bei dieser Art der Anlage nothwendig wurden, so erhält man eine nutzlos verthanes Grundfläche, von der doch, bei so beschränktem Bauplay, jeder Quadratmeter werthvoll war. Für die Bilder und Skulpturen bleiben eigentlich nur zwei schmale Seitenflügel.

Der eine dieser Flügel liegt an der Südseite und an hellen Tagen kämpfen dort die Galeriediener ohne Raß einen harten Kampf gegen das Sonnenlicht. Von den Beleuchtungsverhältnissen gelassen zu reden, ist schwer. Was die herrlichen Palastfenster, die draußen so symmetrisch aufmarschiren, werth sind, erkennt man bei der Betrachtung der Kunstwerke. Im unteren Stockwerk giebt es Bogenfenster. Von diesen ist nicht nur der obere Rundbogen mit Stoff verhüllt, weil das hoch einfallende Licht nicht zu gebrauchen ist, sondern auch die untere Hälfte des Glases, weil die Kunstwerke das zu tief einstrahlende Licht nicht vertragen. Von dem Riesensfenster hat also ein Drittel (oder höchstens die Hälfte) praktisch die Funktion eines Fensters zu erfüllen; die anderen sind überflüssig, ja, schädlich. Doch von außen, auf den Vorüberwandelnden, wirkt das Bogenfenster sehr inposant: und Das ist natürlich die Hauptsache. Trotz allen Photographenoperationen mit den Vorhängen bleibt das Licht schlecht. Daß der gelbliche Stoff allen Gegenständen einen gelben Schein giebt, mag hier unten hingehen, denn es handelt sich um Skulpturen; aber da die Fenster schematisch in gleichen Abständen angelegt sind, kommt es vor, daß relatio kleine

Räume vier dreiflügelige Fenster haben und andere — zum Beispiel: die Eckzimmer — nur eins. Dort ist zu viel Licht und hier bleiben die Tiefen des Raumes, die den besten Aufstellungsplatz bieten, dunkel. Ein drastisches Beispiel findet man in dem Raum, wo die herrliche Madonna von Benedetto da Maiano aufgestellt ist. Diese Skulptur mußte zwei bis drei Meter vorgehoben werden, damit sie in gutem Licht steht; künstlich wurde ihr ein Hintergrund aus Stoff gebildet und der ganze Platz bis zur Wand und die Wand selbst sind für die Aufstellung absolut verloren. Die meisten Säle an den Höfen haben schlechtes Reflexlicht; ganz schlimm aber wird es im Ersten Stock, in den Sälen an der Südseite, wo die alten Niederländer untergebracht sind. Diese Kabinete haben zugleich Seitenlicht und Oberlicht. Scheint die Sonne, so werden die Seitenfenster dicht mit gelblichem Stoff verhängt, was allen Bildern die Farbe sälscht; und bei bedecktem Himmel hat man Doppellicht, von oben und von der Seite. Dank dieser Einrichtung muß man für fast jedes Bild einen anderen Standpunkt suchen, um dem fatalen Glanz zu entgehen. Es giebt Bilder, sogar Bilder von Membrandt, die nur von einer Ecke aus zu genießen sind, weil sie überall im Doppellicht spiegeln, wie ein Glas. Diese Anordnung scheint an der Südseite des Sonnenlichtes wegen getroffen zu sein; das Oberlicht soll aushelfen, wenn die Seitenfenster verhängt werden müssen. Warum aber hat man sich dann nicht auf Oberlicht beschränkt, wie in den Mittelsälen des Ersten Stockwerkes, wo die Lichtverhältnisse doch recht gut sind? Die Antwort kann wieder nur lauten: Weil der Architekt für die Fassadenwirkung geometrisch angeordnete Palastfenster brauchte. Eine andere Seltsamkeit giebt es im Saal der gothischen Skulpturen. Dort fällt das Licht — Reflexlicht von zwei Höfen! — in die einzelnen Abtheilungen von zwei gegenüberliegenden Seiten, so daß jedes Fenster immer die Schatten des anderen beleuchtet. Ein vorlapartiger Saal in dieser Abtheilung hat dann wieder gar kein Fenster, sondern empfängt nur Reflexlicht aus den Nachbarräumen. So wechselt beim Durchschreiten des Museums grelle Helligkeit mit flackernder Dämmerung und irritirendem Streiflicht.

Als Ausstellungsräume wirklich brauchbar sind im oberen Stock nur die Säle, die reines Oberlicht haben. Hier aber, wo das Auge delikate Unterschiede aufnehmen kann, zeigen sich deutlich die Fehler der Wandbespannung. Im Gegensatz zu der Verschwendung von edlem Material in den repräsentativen Räumen, sind dort oben die Wände mit gestrichener, schablonirter Leinwand bespannt, der Malerkunst Seidenglanz anzutauschen versucht hat. Eine der Museumsverwaltung ergebene Persönlichkeit hat erklärt, diese gestrichene Leinwand sei gewählt worden, weil die Töne der in sich gefärbten Stoffe im Licht oft Veränderungen unterworfen sind und weil beim Umhängen der Bilder dann leicht häßliche Flecke entstehen. Erkennt man diesen Grund an, so muß

man fragen, warum in einer Reihe von Kabinetten trotzdem solcher Stoff benutzt worden ist. Und wenn die bemalte Leinwand hingenommen werden kann, so ist damit nicht die Imitation des Damastcharakters auf Grund alter Renaissancemuster entschuldigt. Doch auch Das könnte verschmerzt werden, wenn die Farben der Stofftapeten wenigstens richtig gestimmt wären. Da es sich um Anstrich handelte, konnte die Nuance genau bestimmt werden. Dennoch giebt es viele Säle, wo der Wandton entschieden falsch steht und den Bildern schadet. Die rothen, grünen oder violetten Farben sind fast nie neutral genug und dissoniren mit den Akkorden der Malerei. Verstärkt wird dieser Eindruck koloristischer Unzulänglichkeit durch die brutale Farbe der marmornen Thürumrahmungen. An einzelnen Stellen wird der schrille Zusammenklang von Wandton, Holz- und Marmorfarbe unerträglich; und während das Auge sich so ärgert, soll es zugleich doch einen Rembrandt genießen! Zurechtbar wird die Stimmung in den unteren Räumen, wo die prachtvolle Münzensammlung und die wundervollen italienischen Plastiken in einer ganz interimistisch anmuthenden Weise untergebracht sind. Nie verläßt Einen dort, zwischen den kahlen Wänden, öden Architekturformen, auf dem häßlichen grauen Fliesenboden, die Empfindung, man wandere durch einen noch unfertigen Bau; das Neueste an Unbehaglichkeit ist erreicht. Die nackte Lieblosigkeit hat diese Räume gebildet; die formlosen Gewölbedecken, langweiligen Kassettensplafonds und die dürftigen Verbindungen von Decke und Wand sind Duzendarbeiten eines akademisch gebrillten Maurermeisters. Nur hier und da kommt man einmal zum reinen Genuß der reichen Schätze, die rastloser Sammelleiß aufgespeichert hat, die unter diesen Umständen aber fast nirgends zu intimer Wirkung kommen können. Das Volk wird in diesen Räumen der Kunst noch mehr entfremdet; die lebendigen Beziehungen zum Schönen werden künstlich gelöst, wo sie geknüpft werden sollten.

Erwägt man die Umstände, so kommt man zu dem Schluß, daß ein zweckmäßig konstruirtter Puzbau bessere Dienste geleistet hätte als dieser kostbare Brunkpalast aus Sandstein. Mit zwei Dritteln, ja, vielleicht mit der Hälfte der Bausumme wäre Etwas zu machen gewesen, das nicht nur zweckvoller, sondern auch wirklich künstlerisch werthvoll gewesen wäre. Von diesem Ergänzungsbau zu dem vorn am Lustgarten liegenden Museenkomplex gilt das Wort, das Mosher in seinen „Grundlagen der Nationalökonomie“ ausspricht: „Ein Haus, das sechzig Jahre lang vorhält, für zehntausend Thaler zu bauen, ist sparsamer, als ein Haus für zwanzigtausend Thaler auf vierhundert Jahre; denn schon in sechzig Jahren beträgt der Zins der gesparten zehntausend Thaler so viel, daß man drei solche Häuser davon bauen könnte. So besonders bei Häusern, die bei wachsender Benutzung erneuert werden müssen. Von Gebäuden mit einem bloß darstellenden Zweck gilt Dies freilich nicht.“ Dieser

legte Sag würde auf Schinkels Monumentalbau passen; nach dem Prinzip der ersten Säge aber mußte das Kaiser Friedrich-Museum gebaut werden, das der Mißverstand nun in ein majestätisch prahlendes Uebling verwandelt hat.

Wer ist jetzt verantwortlich? Wer schuldet Denen, die dieses Gebäude bezahlt haben, Rechenschaft? Ich gestehe, daß ich Keinen finde, dem man im Ernst die ganze Verantwortung zuschieben könnte. Die Nation selbst ist schuldig, die sich in Fragen der Kunst willenlos bevormunden läßt.

Eine Freude ist's wahrlich nicht, ein nationales Werk so hart tadeln zu müssen. Und es ist ein undankbares Beginnen, wenn man während des Tadelns fühlt, daß Eincn nur Die richtig verstehen werden, die sich das Bessere vorstellen können. Man kann sich jedoch von Zeit zu Zeit solcher trüben Arbeit nicht entziehen. Denn es handelt sich nicht um unbeträchtliche Fragen des Geschmacks, um Streitigkeiten über Aesthetik, sondern um Höheres. Schlechte, leichtsinnig gemachte Kunst ist in dem selben Maß unsittlich und korrumpirend, wie gute und ernste Kunst sittlich und kulturbildend ist. Und weil alles wahrhaft Künstlerische der reinste Ausdruck der höchsten ethischen Fähigkeiten des Menschengesistes ist, wird es zur Pflicht, da eine energische, selbstbewußte Abwehr zu fordern, wo die Gefahr besteht, daß das allgemeine, wenn auch latente Empfinden durch eine im Tiefsten unwahrhaftige Pseudokunst verwirrt und geschädigt wird. Wie der Kaiser glaubt, Daß, was er „moderne Kunst“ nennt, verderbe das Volk, so glauben die besten Kenner unserer Zeit, daß die akademische Lüge, wie sie sich so grotesk im Kaiser Friedrich-Museum enthüllt, ein schwerer Schade für unsere Kultur ist. Da der Monarch die Macht hat, seine Meinung in Thaten umzusetzen, sind die Theoretiker, die nur ihre Feder haben, so sehr im Nachtheil, daß von praktischen Erfolgen eines Meinungskampfes vorläufig noch gar nicht die Rede sein kann. Die Volksvertretung zur Hilfe zu rufen, scheint mir darum die nächste Aufgabe. Wenn wir nicht alle preussischen Abgeordneten für Barbaren halten sollen, müssen sie jetzt endlich zeigen, daß sie nicht nur die berechenbaren materiellen, sondern auch die wichtigeren unwägbareren Kulturinteressen der Nation zu vertreten entschlossen sind.

Friedenau.

Karl Scheffler.

Diese Betrachtung noch vor dem Urm des Domweihfestes zu veröffentlichen, schien dem Herausgeber wichtig. Alles, was Herr Scheffler hier über das Kaiser Friedrich-Museum sagt, klingt allzu mild, wenn es auf den neuen Dom angewandt würde. Da ist ein Gipfel erreicht; wieder einer. Wieder ein großer Aufwand nutzlos verthan. Wir können nur noch hoffen, daß auch die Preßkritik (wo sie nicht den Pietisten anvertraut ist) endlich den Muth findet, laut und scharf auszusprechen, was ist.



Der Graf von Charolais.

Wenn Richard Beer-Hofmanns Trauerspiel den Namen des Grafen von Charolais trägt, so meint es nicht ihn als selbstherrliche Einzelgestalt, sondern, im bescheidenen antiken Sinn, als den Anlaß, wodurch und woran ein Geschehen sich vollzog. Gleich von Beginn setzt das Spiel damit ein, — großzügig, ohne psychologische Umschweife: nichts charakterisirt den Grafen von Charolais, was nicht dem Grundthema von der Vaterliebe dienstbar würde. Das Voraussetzungslose an ihm, das Heimlose, dies Stehen wie in leerer Luft, giebt seinem Verhältniß zum Vater erst jene äußerste Betonung, die erklärt, daß er den Leichnam noch des Hingeshiedenen mehr liebt als seines eigenen Körpers freies Leben. Einer Mutter Kind, die er ihres hochberühmten Stammes erschöpften letzten Sprossen nennt, und selbst ein „Vexter“, entbehrend der „Faust, die zugreift“, hängend am Vergangenen, — Einer, an dem ein „Niger“ schon zur Wunde wird, die zu bluten gar nicht aufhört, erscheint er ganz und gar Gefäß pietätvollsten und innerlichsten Fühlens, das auf Alles zu verzichten weiß, was nicht es selber ist: „Herr ist das Schicksal über allen Dingen, doch hier bin ich!“ Mit gleich poetischer Ausschließlichkeit stellt sich neben den Vaterkultus des Grafen von Charolais im nächsten Akt die Liebe des greisen Präsidenten zur einzigen Tochter: das Bangen eines Vaters vor den künftigen Freiern, deren einer ihm sein Kind einst entwinden wird kraß jener selbstischen Erotik, die fälschlich gleichfalls Liebe heißt. In der väterlichen Inbrunst des Präsidenten aber läßt sich bereits das schrankenlose Gefühl nach zwei Seiten als verschiedenwerthig erkennen. Nach der einen als Höheit der Auffassung von den menschlichen Beziehungen unter einander, — wundervoll enthalten in den dichterischsten Worten dieser Dichtung: „vom Menschen“, der erschaffen ward noch vor „Mann“ oder „Weib“. Nach der anderen Seite als ein Mangel der Auffassung, ein Blindpunkt im Urtheil, unsähig, das Wesen der Geschlechtsliebe ganz zu sehen: Désirées Vater selbst hat als alternder Mann gestreift ohne Neigung, aus Sehnsucht nur nach dem Kinde, das er „schon lieb gehabt, ehe es zur Welt kam.“ Indem er Charolais, allein um Dessen Herzenspietät willen, sich zum Schwiegersohn bestimmt, hoffend, Diesem werde der Jugend Liebesgrausamkeit fremd sein, giebt er Désirée so zu sagen nicht total an den Mann fort. Wenn auch aus menschlich edleren Motiven, handelt er nicht weniger wider den Sinn der Natur als etwa der alte Paramentenmacher, der dem Herrn Grafen gegen Schuldbezahlung die Tochter anzuhängen wünschte. Diese Einseitigkeit, die das erotische Moment im Schicksal Désirées einfach ausfallen läßt, dem ganzen Zauber und Ungefähr, von denen Glück wie Elend kommen, die Thür schließt, führt im natürlichen Verlauf der Dinge zu Verwickelungen,

zu denen der Charakter der Gräfin von Charolais an sich keinen Anlaß gäbe. Das vielgerügte Ehebruchsdrama, dem anscheinend das Drama der Vater- und Kindesliebe unvermittelt den Platz räumen muß, ist in Wahrheit mit streng dichterischer Logik in dieses hineinarbeitet worden. Désirée erliegt nicht so sehr einem bestimmten Verführer wie der Verführung des werbenden Mannes dem wählenden Weibe gegenüber, dem Charolais von Langen, Bangen und Herzenspein nicht gut reden konnte, als er sie eben so unerwartet zu Eigen empfing wie die beglihenen Schuldscheine. Sobald er, zum Schluß, das Pathos ähnlicher Worte findet, weil seine Liebe mit seinem Herzblut aus ihm herausgerissen wird, da stammelt, selig durchschauert, Désirée: „Sprich weiter! Ich hab' Dich lieb! Nur Dich!“ Und augenblicklich klärt sich ihr Gefühlscirrhum, — ja, man muß es wohl so nennen: ihre Personenverwechslung. Gewiß ist ihr rascher Fehltritt, ist die zwingende Suggestion, die der Better Philipp auf sie übte, nicht bis ins Letzte motivirt im Sinn einer realistischen Einzelschilderung: allein Dies entspricht, wie mir scheinen will, durchaus dem Stil der ganzen Dichtung, die von Beginn an mit anderen Mitteln arbeitet und wohl nicht nur zufällig von diesem Liebespaar uns wenig mehr schauen läßt als das Geberdenspiel zweier schwarzen Silhouetten vor der rothen Gluth des Kaminsfeuers. Denn nicht aus jenen subtilen Motivationen, die tragisch oder komisch in den einzelnen Personen als ihrem letzten Grund und Ziel stecken bleiben, erstehen hier vor uns Gestalten wie auch Geschehnisse, vielmehr aus wenigen breiten Zügen, deren Ineinander erst den lebendigen Zusammenhang auch psychologisch vollendet.

Der Schlusssatz, Charolais Rache an Désirée, verdeutlicht es nicht minder. Anders aufgefaßt, könnte es störend wirken, daß er, der zu Anfang in seiner grenzenlosen Kindesliebe übermäßig weich erschien, nun, in eben so grenzenloser Härte, unvornehm die Gelegenheit veräußert, dem Präsidenten die Güte zu vergelten, von der er einst sich willig retten ließ. Der Greis, zur Stelle geschafft noch in voller Amtstracht, auf den erhöhten Stufen dastehend in unfreiwilliger Richterhoheit, gedrängt zur Beurtheilung seiner Tochter, zum Todespruch über sie, umsonst ihr Leben erbettelnd: Das ist ein Gegenstück zu jenem Gerichtstag, der für Charolais so überschwänglich gnadenvoll abgeschlossen hatte, eine Erinnerung, die ihn als Charakter zu richten scheint. Versteifen wir uns jedoch nicht auf den Titelhelden als Einzelperson, die durchaus in sich selbst unser tragisches Interesse rechtfertigen soll, sondern gehen auf die Tragik des Ganzen, dann überzeugt uns der Zusammenhang sofort. Denn eben als der vornehm und weich fühlende Mensch läßt Charolais es offenbar werden, wie überaus Verschiedenes, ja, Unvereinbares das nämliche Temperament aus uns macht, je nachdem es dabei um Kindesliebe geht oder um Geschlechtsliebe. Wohl ist auch diese in Charolais, seiner Natur und Art entsprechend,

menschlich vertieft: sein Glück durch Désirée glaubt er überschwänglicher nicht schildern zu können als in den schönen Worten: „Vergessen konnt' ichs, daß mir ein Vater starb!“ Und heijer noch als nach ihrem Leib begehrt sein Sehnen, „aus mir in sie zu flüchten“, wie in Mutter-Zusucht fast, wenn die „alte Urangst aller Kreatur“ auf ihn herniederweht. Gerade deshalb aber deckt in seiner Rache sich die Selbstsucht erotischen Fühlens als solchen auf, für die er als Persönlichkeit nicht kann, weil in alle Ewigkeit ihre monströse Formel lautet: je bedingungsloser er geliebt, desto unerbittlicher muß er verwünschen und vernichten; je unentbehrlicher ihm die Wiedererhebung der Geliebten für sein Leben ist, desto gefühlloser heißet er ihren Tod. Nichts, nicht eines Sandkorns Bruchtheil, hat dein Raum von der anderen Liebe, die am Besten der tolle Jüngling feiert, da er ihm vom „Vatter“ spricht: „Dieb, Räuber, Mörder hätt's Ihr werden können, er hätt nix aufgehört, Euch lieb zu haben. An' unbescheidenen Wunsch hat er gehabt: daß Ihr die Augen sollts zudrucken ihm, und nix, er Euch.“

Die Gegensätze beider Liebesarten würden hier als schlechtthin unüberbrückbare Klaffen, stände in der Schlussszene zwischen den Männern — dem Gatten und dem Vater — nicht die Frau. Ihre Stellung innerhalb des Ganzen ist also wahrlich bedeutsam genug, ungeachtet Dessen, daß sie lediglich vom Mann aus gesehen auftritt, sei es vom verbenden oder väterlichen, von seiner Leidenschaft oder Güte. Sogar der Trieb zum eigenen Blut und Leben erhebt in ihm sich erst zum Vollbewußtsein, zu individuellem Ereigniß: die Dichtung der Vaterliebe ist es. Das Weib wird selbst hierin dem Manne gleichsam angeschmiegt: Mutter durch ihn; die Hingegenheit an ihn das Primäre. Erscheint sie aber dadurch gelegentlich fast bis ins Dinghafte vor ihm willenlos (siehe Philipp!), so ist sie doch mit ein paar starken Strichen auch in ihrer ganzen Größe hingestellt. Mitten im Grauen der Schlussszenen, in den Tod hineingefolttert von ihrem Gatten, ist Désirée die Einzige, von der Charolais verstanden wird, sie allein, die Versöhnendes von ihm zum alten Präsidenten spricht: und nicht etwa im Sinn der Sentimentalität, sondern indem sie die grausam kalte Härte der Handlungen durchschaut und darunter, dahinter das ewige Motiv der Liebe findet. Mitten in ihrem entsetzsvollen Leide durch ihn bleibt sie im Stande, mit ihm zu leiden, kommt mit ganzer Seele dem Menschlichen entgegen, das sehnüchtig in seiner Liebe nach ihr als nach seiner Zuflucht verlangt hat; und als sie stirbt, thut sie, zugleich mit dem Gehorsam gegen ihn, ihren harten Herrn, doch auch mit der Inbrunst einer Mutter, die ihr Kind von seiner Qual befreien will. Das letzte Wort des Mannes an das Weib ist demnach schützen wollende Güte, das des Weibes an ihn ein erlösen wollendes Verstehen. Das Weib, die Menschgebäretin, die das Blutband der Geschlechter wirkt und erhält, den Vater im Kinde fort-

setzt, empfindet ihre Zusammengehörigkeit mit ihm noch im Erotischen und Mütterlichen einheitlich. In ihr, „noch nicht entlassen aus geheimnißvollen alten Urverträgen,“ schließt sich des Naturgeschehens Kreis; und wenn sie, vom Vater hinweg, der sie schützen will, zum Mann sich stellt, der sie opfert, so erneuert sie damit nicht die Gegensätze Weider, hebt vielmehr sie auf in ein Gefühl. Nicht der tragische Heroismus Désirée's ist es, nein: der des Weibes überhaupt, daß sie des Greises tiefe Lehre: „Gott schuf den Menschen“ zu ersetzen hat durch die tiefere: „er schuf sie Mann und Weib“. Die tiefere und die leichtere auch, Beides: Das eben kennzeichnet die Tragik des Weibes als Geschöpf, wohl ergänzbar, nie aber mehr überbietbar durch irgend welche menschheitliche Entwicklung.

Aus diesem Grunde genügen Augenblicke, um Désirée aus ihrem Niedergang auf des Dramas Gipfelpunkt hinaufzurücken. Das Lager der Sterbenden und den darüber gebeugten Greis, der sie liebt, sieht man vor sich als Abschluß gebendes Bild, wie wenn es nicht seitab stände, sondern in der Bühne Mitte, ganz sie einnehmend und dadurch Charolais verdrängend, so daß nur wie von fern her noch sein Reden hineinklingt, scheinbar überflüssig, überhört fast. Denn in der That gleitet er damit einfach zurück ins Leere, aus dem er kam, ins blinde Ungefähr, woraus nur ein Zufall ihn heraushob, hieher ihn stellend, vor unser Interesse. Durch nichts wird diese Verlassenheit einleuchtender als durch den Umstand selbst, daß der Zuschauer des Trauerspiels sich gewissermaßen mit getroffen fühlt, wenn Charolais am Schluß klagt: „Und Keiner, Keiner sieht mich an!“ Wohl darf er fragen: „Ist dies Stüd denn aus, weil Jene starb?“ Denn im schärfsten Gegenbild zur jähem Sinnlosigkeit seiner Existenz sammelt alle Bedeutung und Erfüllung sich um die Weiden, die ihm vor Augen ruhen, umschlungen und Eins mit einander bis in den Tod, was auch geschehe: „Vater — Kind! Das bleibt doch!“

Doch kann, seinem Sinne nach, nicht das „Stüd aus“ sein mit der Rolle der Frau darin, als ob auf ihr allein dessen innere Einheitlichkeit beruhe. Denn diese ist im Gegentheil so festgewurzelt, daß sie bis in alle Abzweigungen hinein die treibende Lebenskraft bleibt und noch den oberflächlichsten Repräsentanten des einseitig Erotischen mit einbegreift, — zum Beispiel: Philipp. Désirée gegenüber sehen wir ihn fast lediglich als das Werkzeug der Verführung; aber vorher, im Zwiegespräch mit dem Sekretär, gibt auch er sich uns in seiner ganzen Menschlichkeit zu erkennen. Auf den Vorwurf, daß er: „nicht zufrieden mit dem angeborenen Duft der Jugend“, mit Jugend sich noch besprengt, den eigenen Reiz „wie auf einem Fahnenstode vor sich hertrage“, als eifler Beck ein Jegliches damit umwerbend, antwortet er: „So hegt uns Angst, nicht Eitelkeit!“ Ich werbe „um mein Leben!“ Nicht Dies und Das, nicht das Unworbene allein will er für sich gewinnen: er will, in

möglichst Vielem, das Dasein selbst; noch feind zu beharren in „blühenden Provinzen“, wenn dereinst sein „Reich zerfällt“. „Ruhlos, sinnlos“, ist auch sein Spiel nichts als jene „alte Urangst“ der Kreatur, die sich aufgenommen fühlen will in den Lebensgrund, der Alles, was besteht, verbindet. So greift auch in ihm die Sehnsucht, noch in jedem lebensbunten Ding, nur nach dem Allumfassenden; und wenn er eitel sich dabei vergreift, gilt erklärend und entschuldigend sein Wort: „Denkt, ich bin noch jung!“ Sein Tod reißt eine Entwicklung ab: seiner Art nach ist er, bei allem Saus und Braus, der Reise fähig an den tiefen einfachen Erfahrungen des Lebens, an eigener Vaterliebe vielleicht, befähigt zu einem Bekenntniß wie etwa dem des alten Präsidenten: „Nicht aus Sturm, Gewittern, gestirnter Himmelspracht und Schöpfungswundern sprach Gott zu mir: im Fallen meines Kindes . . .“; oder zur Jugendsünden Sühne durch die zärtliche Furcht vor Dem, was seiner Tochter Gleiches drohen könnte (weil doch mit gutem Recht die Philipps aller Zeiten den Freiern mißtrauen). In einer älteren Novelle von Beer-Hofmann (1894, „Das Kind“), meines Wissens seinem literarischen Erstling, wird bezeichnender Weise ein solcher Philipp (er heißt Paul) zum ersten Mal aus seinem Genussleben aufgeschreckt durch die Nachricht vom Tode seines (außerehelichen) Kindes. Wohl steht inmitten der Breite anschaulicher Lebensschilderung diese innere Begebenheit in Paul nur da als ein Zwischenfall, ein Anfall, eine Stimmung, über deren Einfluß auf ihn er staunt: „Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Lust?“ Die Bedeutung der Blutsiebe im Trauerspiel des Charolais gewinnt noch so wenig Gewalt darin wie das kleine Kind selber, das kaum die Augen zum Leben aufschlägt, um schon dahinzusterben. Erst in einer späteren Dichtung, „Der Tod Georgs“, begegnet uns Philipp (wieder heißt er Paul) gereift zu dem Gefühl, daß „leben“ nicht sei, ausbeuterisch genießend alle Dinge auf sich beziehen, vielmehr, sich einbegreifen lassen in aller Dinge Sein, sich darbieten ihnen, von Gewesenem zu Kommendem ein Band. Keinerlei stärkere Ereignisse, seien sie erotischer oder anderer Natur, zeitigen in ihm diese Einsicht; im Gegentheil löst das allein Wirkliche selber hier sich auf in Traum, in Stimmung, — und doch ist die Schrankenlosigkeit jeder Wollust enthalten darin und jeder All-Liebe Unermesslichkeit. Der Tod Georgs bedeutet nur den Anlaß eines Anlasses zu nächtlichem Traum: von einer sterbenden Gattin, die nie war, von einem Rückblick auf das Leben mit ihr, das nie gewesen, worin jedoch sich regt, was auf dem Seelengrunde ruhen mochte von dunkler Angst und heiligen Erinnerungen — an einer Mutter Sterbebett vielleicht —, von Gedanken, längst verwoben zu Lebensblut, nur unterirdisch nährend, was der wache Tag erdenkt. Noch weniger all Das als Druck und Spiel der Lust: und doch zugleich der urgewaltige Sturm, der hinführt über alle Kreatur! Vom Trauerspiel des Charolais lehrt man zurück zu diesem

wundervollen Buch, als gäbe es Raum für Etwas, wofür die Bühne dort — jede Bühne, auch die vollkommenste — zu eng umschlossen bleibt, weil Innen- und Außenwelt auf ihr zu grob sich scheiden. Denn über den sensationellen Schicksalen des Grafen von Charolais liegt so viel Traumstimmung und Traumwirkung wie hier Wirklichkeit im Traum. Sollte zufällig nur, gleich am Beginn und breit — als Erstes, wovon wir, mit Romont, erfahren —, sich uns die Bedeutung aufthun vom Vater- und Sohnesverhältniß des Blinden zum Wirth? Ehe noch das Hohelied der Vaterliebe Charolais von den Lippen kommt, leitet die Stimme des Wirthes, heiser geworden am Leben, in unreineren Tönen es ein, sich damit brüstend, daß sein blinder Vater, Dank ihm, ein ganzes Leben um sich habe, das gar nicht ist: Wohlergehen und Geldeswerth, im Hause eine junge, blonde Frau und Bilder an den ungeschmückten Wänden. Von Zeit zu Zeit, unter dem Ath des Schrecklichsten, mahnt uns der Anfang leise, die stofflichen Vorgänge ein Wenig von uns abzurücken, sie gleichsam geschlossenen Auges zu überschauen. Jedes Wort, am Schluß von Charolais gesagt — ja, mehr noch, daß er Worte sagen muß —, gleicht einer Art Erwachen aus traumhaft unerhörtem Schicksal. Wie unerhört es immer sei: es gehört zu Dem, was zerrinnt, verweht, und auf sich selbst bezieht er sich zurück. Wie der Palast, der ihn soeben noch aufgenommen, um ihn zusammenschrumpft zur Allerweltshänke des Beginnes, so scheint auch diese selbst, mit all ihren Vorgängen, zurückzuweichen hinter ihn, sich zurückverwandelt in irgend ein Haus am Straßenrand, daran er in Kriegsdiensten vorüberzog. Wenn er, beim Würfelspiel am Lagerfeuer, was ihm geschah, gleich einer Mär Trostmädchen und Soldaten zum Besten geben will, so liegt, neben Hohn und Bitterkeit, die ganze Verwunderung darin, womit wir unserer Träume Sinn und Unsinn nachgehen. Und wenn er im Fortgehen spricht: „Dann lösch' die Lichter, dieses Stück ist aus!“ so hören und fühlen wir: „Der Tag ist da, ein Traum ist aus.“ Aus ist Das, wovon ihm dächte, im glücklichsten wie im qualvollsten Augenblick: „Dies ist ein Traum nur Romont!“ „Dies ist ein Traum! Nicht wahr, wir reiten durch Felder zur Stadt, ich hab' geträumt, im Sattel bin ich eingeschlafen. Es ist Nacht. Horch nur, die Thurmuh, wie stark! Laß mich zählen . . .“ Mitternacht. Mittag. Es ist der selbe Schlag.

Man kann verfolgen, wie — von der realistischeren Erzählweise in „Das Kind“ an — dieses: den Dingen Distanz geben, zunimmt, verbunden mit einer immer künstlerischeren Pracht, worin sie auftreten, das geringste unter ihnen noch umkleidet mit dem goldgestickten Mantel hoher Wortkunst. Gelegentlich ist es so sehr der Fall, daß die schimmernden Oberflächchen der Dichtung, die ihrem stofflichen Inhalt entrücken, auch ihre tieferen Unterströmungen ganz übersehen lassen, sie dadurch gleichstellend Werken vollendeten Artistenthumes, wo der

Gefühlsgelalt zwar seine letzten Formen findet, selbst aber aus ihnen langsam schon entweicht. Richard Beer-Hofmann schildert einmal, da er von einer Greisin spricht, des Alters Antlitz so wie dieses Ende lebendiger Kunstentwicklung. „So schien es, als hätte das Leben — ein großer Künstler — mit geduldigen Fingern rastlos daran gearbeitet, ihr Antlitz zu formen. Zusammengepreßt, gebichtet auf einen Raum, den zwei flache Hände klagend bedecken konnten, waren die Thaten und Leiden und Gedanken vieler tausend Tage. Starr, wie eine künstlich getriebene Maske von Erz, lag ihr Antlitz da. Seine Arbeit war vollendet; und leise, mit unmerklichen Schritten, trat das Leben von seinem Werk zurück. . . Was Leben schien, war nur die Wärme erkaltenden Metalles.“ Kein Zweifel, daß Beer-Hofmann so zu arbeiten liebt: Kunsthandwerker im höchsten Sinn am „erkaltenden Metall“. Allein seiner Kunst ist ein Doppelgesicht eigen; und ihr zweites Angesicht blickt jung; denn das immer technische Herausarbeiten der Dinge bietet nur die Reversoite einer gleichzeitig, von Werk zu Werk, zunehmenden Tiefe und Wärme des dahinter waltenden Lebensgeföhles, der Lebensauffassung. Ein paar einfachen, urerwigen Erfahrungen des Daseins entnimmt diese Kunst ihre Entwicklung, ihre Steigerung, wie jeder stark und ursprünglich lebende Mensch die seine. Hier und da spürt man zwischen Beidem warm den Zusammenhang, so, wenn erst in den Schluffseiten von „Der Tod Georgs“ erwähnt ist, daß Paul jüdischen Blutes sei, daß „sein Blut selbst zu ihm geredet“ in seinem Ringen um des Lebens Sinn und gerechten Ausgleich aller Kreatur. Wie diese Voraussezung des ganzen Werkes schlicht und beiläufig hinterherkommt, wirkt sie lebhaft persönlich, den künstlerischen Umschweifen der Technik kaum eingefügt. Auch in das Trauerspiel des Charolais trägt der „Jude“ wider Erwarten Unmittelbarkeit hinein: der rothe Jzig, so markig hingestellt in seiner Kraft, von so starkem Gefühl überzittert, daß er damit fast aus dem leise stilisirten Rahmen der Dichtung tritt, — fußend auf wirklicher Erde, wirklichen Himmels unbegreifliche Höhe über sich. Zu stolz von Leben inmitten der Schönheit der Uebrigen, zu wenig benötigend des Antheiles an ihrem Zusammenhang, ein Stück Leben schlechthin, ein Stück mehr als nur dichterischer Liebe: und doch vielleicht eben deshalb das Leben, die Liebe, deren Blutwärme in die Anderen, sie erst schaffend, überloß. Das „Drama der Vaterliebe“ entnimmt mit tiefem Grund seine Wirklichkeit ihm, wie keinem sonst; verkörpert es sich doch in ihm als seinem typischen Vertreter, nicht erst seit den von ihm erwähnten Zeiten, da seine Väter auf dem Holzstoß flammten. In ihm deshalb, dem Heimathlosen, lobsingt die Dichtung dem ewig unverrückbaren Heimathboden unser Aller, die über alle Welt vereinzelt und zerstreuten Menschen, gleichsam in schöner Rache, darin einend und heimberufend. Und so, über das bloß Nationale hoch hinausgehoben, wird hier sein Sinn zu des Menschlichen

Sinnbild überhaupt: was er als Jude sprach und that, hallt nach im Bekennniß Charolais', als der alte Präsident von ihm Güte statt Recht verlangt: „Ich bin ein Mensch und kann nur Unrecht thun und Unrecht leiden, — leiden!“

Menschlich stark, wie der rothe Irgig hinter dem Drama steht, ist hinter dieser Dichtungen Artistenthum das Dasein selber wach, seinen Endwerth zu traumhaft spielender Pracht der Worte sammelnd, — sich darunter bergend, wie sich im Leben ein Gefühl wohl unter formloser Wortkargheit birgt. „Worte, eines Lebens Gewinn“, heißt es in einer Strophe aus dem kleinen Schlaflied „an Mirjam“ (Van 1899), vorangeseht dem Bühnensettel zum „Grafen von Charolais“. Wenn man es liest, ist es, als fühle man das Spiel menschlicher Lust und Trauer noch viel spielerischer ins Ferne entrückt, in noch viel feineren und zarter gewählten Kunstlauten redend, bis es nur noch, einem bunten Märlein gleich, hineinverwoben scheint in ein Kinderwiegenlied. Zugleich aber ist es, als fühlten wir daraus, in jedem seiner Rhythmen schwingend, machtvoll das Erleben, das es aus seinem Blute schuf, dem „Blut voll Unruh und Stolz“ und Wärme. Worte, — gesprochen in eines Kindes Traum. Wellenküsten über Meerestiefe.

Göttingen.

Lou Andreas-Salomé.

Versuchung.

Wie Silberlocken klingen mir Deine Worte
und locken mich hin unwiderstehlich und süß,
Ich stehe zögernd vor halbgeöffneter Pforte
und spüre bethörenden Duft vom Paradies.

Ein fester Griff: und unbemerktbar und leise
schließt sich das Thor mit zwingender Gewalt.
Jetzt bin ich taub für Deine Sirenenweise,
jetzt bin ich herzlos, jetzt bin ich hart und kalt.

Was ich jetzt suche mit heißen, tastenden Sinnen,
ist nicht mit Dir ein tändelnder Zeitvertreib.
Ich will mein verlorenes Selbst mir wiedergewinnen,
jetzt hör' mich nicht in meinen Aengsten, Weib!

Ich benge mein Knie vor Deinen verhaltenen Thränen
und gäbe Dir gern, was ich von Dir empfing;
jetzt aber siehst Du, daß ich mit knirschenden Zähnen
und Blut und Schweiß um die Krone des Lebens ring'!

Helsingfors.

Johannes Wehquist.

Conried und Viotta.

Eine höchst befremdliche Nachricht kommt aus Amsterdam. Der dortige Wagner-Verein beabsichtigt, den „Parsifal“ auszuführen. Nicht etwa einzelne Abschnitte der Partitur in konzertmäßiger Darbietung; nein: das ganze Werk soll szenisch dargestellt werden, in einem Opernhause vom herkömmlichen italienischen Zuschnitt, mit offenem Orchester und Prozeniumslogen, deren modisch ausgeputzte Insassen sich frech in das ernste Bühnenbild hineindrängen. Ganz wie im new-yorker „Metropolitain“, wo der seltsam berühmte Conried die mit Brillanten überfünten Gattinnen oder Maitreffen der sittenstrengen Männer von Tammany-Hall zum Zweck einer gelegentlichen Gewissenstoilette mit dem Mysterium vom Reinen Thoren erbaut. De rigueur sind bei diesen Veranstaltungen dunkle Gesellschaftskostüme, wenn möglich, noch etwas tiefer ausgeschnitten als solche, die bei Galavorstellungen im berliner Hofopernhause zur Verwendung gelangen dürfen. Am Tage darauf wird „Martha“ oder „Lucia“ gegeben, mit weißen oder lachsfarbigen Ullsroben im ersten und zweiten Rang. Découleté wie bei der Parsifal-Verhöhnung. Bleibt abzuwarten, ob Mesrouw Knotje annähernd so viele Brillanten zur Schau stellen kann wie Mrs. Hopkins oder Mrs. Thompson. Kann sie nicht, dann müssen sich die Amsterdamer den New-Yorkern gegenüber blamiren. Wenn Kultatuli noch lebte, würde er, als kleinerer Geisteserwandter Ibsens, seinen Landsleuten die „ideale Forderung“ vorlegen. Aber vielleicht schreibt Heijermanns eine Komödie mit hübschen Milieubildchen aus dem amsterdamer Wagner-Verein; ein Akt würde genügen. Da er kein Blatt vor den Mund zu nehmen gewohnt ist, mag er in den Dialog auch ein kräftig Wort über Herrn Conried einfließen lassen.

In Deutschland geht es nicht an, zu bestreiten, daß Conried ein ehrenwerther Mann ist; man ließe Gefahr, vor Gericht gezogen und wegen Beleidigung eines Gentleman verurtheilt zu werden, wie es Michael Georg Conrad zu München geschah. Deshalb hüte ich mich auch wohl, auszusprechen, was ich von Herrn Viotta, dem Vorsitzenden des amsterdamer Wagner-Vereines, im Grunde meines lieben Gemüthes denke. So gut wie Conried würde auch er einen deutschen Advokaten finden, der seine Sache führte. Ja, er würde diesem Anwalt wahrscheinlich ein noch höheres Honorar zu bieten im Stande sein, als der Schaubudendirektor vom Broadway seinem europäischen Rechtsbeistand zahlte. Er könnte sich sogar mit leichter Mühe den allerbedrehtesten aussuchen. Denn er ist selbst ein Pflégling der Themis, — wie es heißt, kein unbegabter. Und Kapellmeister dazu. Es gab und giebt ja auch in Ländern der deutschen Zunge vortrefflich beanlagte und geschulte Juristen, die eine unglückliche Liebe zur Musik im Herzen tragen. Wie, zum Beispiel,

der sächsische Generaldirektor Hofrath Ernst Schuch oder der verstorbene Eduard Hanslick, der allerdings besser zu schreiben verstand als alle Wagnerianer zusammengenommen.

Manches Orchesterkonzert hat Herr Biotta bereits unter den Fittichen des amsterdamer Wagner-Vereines geleitet. Auch einige Aufführungen von Musikdramen, sofern ich recht berichtet bin. Seine Landsleute, die man als zähe Naturen kennt, sind aber dadurch nicht abgeschreckt worden, mit der Kunst des Meisters nähere Fühlung zu suchen. In der ansehnlichen Reihe von bayreuther Parsifal-Vorstellungen, denen ich von 1882 bis 1904 beizuwohnte, waren unter den Zuschauern auffällig viele Holländer; sie behaupteten sich mit einer relativ stärkeren Durchschnittsziffer als Italiener, Franzosen und selbst Conriedianer. Hinsichtlich ist also die, wie es scheint, von Freunden des Herrn Biotta geflüstert und vorsorglich herumgetragene Entschuldigung, „die bevorstehende Aufführung des Parsifal solle nur dazu dienen, die engere Gemeinde der amsterdamer Kunstfreunde für das Werk zu begeistern“. Ich wette meinen Kopf gegen die seltenste Tulpenzwiebel, daß vier Fünftel aller Amsterdamer und Haager, die der Musik aufrichtig zugethan sind, das Werk längst in Bayreuth gehört haben. Was kann also allein die Triebfeder für die in Aussicht genommene Darstellung des Weihespiels an den trüben Wassern der Amstel sein? Der verstiegene Dirigentenehregeiz des Vorsitzenden des amsterdamer Wagner-Vereines, des Herrn Henri Biotta.

Wer unter allen Musikern, die je den Taktstock geschwungen haben, möchte nicht die größten Opfer bringen, um nur einmal den „Parsifal“ dirigiren zu dürfen? Denn es giebt in unserer Zeit keine bedeutsamere Aufgabe für einen Kapellmeister als die, seine Gestaltungsfähigkeit an einer Schöpfung zu erproben, deren Handlung von der Hölle durch die Welt zum Himmel führt, in der jeder Gefühlston angeschlagen wird, jede Leidenschaft sich typisch eindrucksvoll darstellt, jede Wonne jubelt und jeder Schmerz aufstöhnt. Doch es ist wenigstens den sich selbst gegenüber aufrichtigen Künstlern eigen, sich in der Erkenntniß ihres relativen Könnens zu bescheiden. Fast nie dagegen den Amateuren (ich glaube nicht, daß in das Wort Amateur eine straffähige Beleidigung hineinzuinterpretiren ist). Amateure zeigen sich zu Allem fähig. Sie spielen öffentlich Klavier; sie machen Gesetze, ohne von den einschlägigen Materien einen Dunst zu haben; sie versorgen mittelmäßige Komponisten mit schlechten Operntexten; sie heirathen, wenn sie zum ersten Mal verliebt sind. Sie greifen nach den Sternen. Herr Biotta greift nach dem „Parsifal“.

Doch, hör' ich einwenden, warum giebt sich ein Verein, der sich nach wie vor den Ehrennamen eines Wagner-Vereines zulegt, zu einem solchen Versuch her? Ach, guter Leser, weißt Du, was ein Wagner-Verein ist? Frage einmal bei Frau Wagner an, die vor einigen Jahren den Wagner-Vereinen

in bündigem Deutsch den verdienten Rath ertheilte, sie möchten doch ihre Thätigkeit auf ein recht sorgfältiges Studium der Schriften des Meisters beschränken, alles Andere aber süglich den künstlerischen und verwaltenden Kräften von Bayreuth überlassen. Wahrhaft erfrischend wirkte dieser Temperamentsausbruch der genialen Frau, deren Art es sonst ist, mit den feinsten, von ihr spielend gehandhabten Künsten der Diplomatie das Erstaunlichste zu wirken. Doch ich will versuchen, die von mir aufgeworfene Frage aus eigener, langjähriger Erfahrung zu beantworten. Wagner-Vereine sind solche, die erstens kein Geld für Bayreuth zusammengebracht haben; zweitens Dilettanten — Dilettant, siehe „Amateur“ — Gelegenheit geben, ohne geistige Anstrengung Vorsizender oder Schriftwart zu spielen; drittens alles Erdnliche thun, was höchst unsinnig und gegen den ausgesprochenen Willen Wagners ist, also auch mit Vorliebe herausgerissene Bruchstücke aus den Dramen des Meisters im Konzertsaal aufführen; und viertens von der süßen Gewohnheit des Daseins um keinen Preis lassen wollen, obwohl sie seit Langem nur das fünfte Rad am Wagen sind. Die von Hans von Wolzogen in lauterem idealen deutschen Geist geleiteten „Bayreuther Blätter“ und der durch die hingebenden Bemühungen von Friedrich Schön und Adolf von Groß ins Leben gerufene Stipendienfonds haben den dekorativen Vereins-Aufputz und -Apparat ganz und gar nicht nöthig. Ich kenne nur einen wahrhaftigen, aber ungegründeten „Wagner-Verein“. Er besteht aus der Familie des Meisters, dem Verwaltungsrath der Festspiele, Wolzogen und einigen seiner getreuen literarischen Mitarbeiter, Felix Kottl und etlichen anderen bayreuther Kapellmeistern. Alles Uebrige ist, um es gerade heraus zu sagen, zwecklose Feuerwerkerei, gesellschaftlicher Sport und Wichtigthuerei gut gestellter Leute, die überflüssige Zeit totzuschlagen haben, ist, wicnerisch dert, aber zutreffend ausgedrückt, „Pflanz“.

Deshalb nimmt es gar nicht einmal so arg Wunder, daß zu den mannichfachen Thorheiten, die von je her in etwelchem Wagner-Verein ausgeheckt wurden, sich jetzt noch die gefellt, den „Parzifal“ „im Rahmen des Vereines“ zur Darstellung zu bringen. Zumal die berufenen Stellen leider versäumt haben, profanen Einbrüchen in den Bannkreis des Weihesfestspiels von vorn herein den Riegel vorzuschieben. Statt langathmiger Erörterungen nur ein Augenblicksbild. Ein Sommerabend. Szene: der berliner Zoologische Garten. Rote Husaren blasen das Vorspiel zum „Parzifal“ in einem „Arrangement für Militärmusik“ herunter. Zwischenhinein lönt das Brüllen aus ihrer Nachtruhe unliebsam aufgeschreckter Raubthiere und, von der Speiseterrasse her, wo sich Lebeshügel und Cocotten vergnügen, das Knallen aufstiegender Sektpropfen. Ließ sich Dergleichen nicht abwehren? Aus Florenz wird jetzt gemeldet, daß dort ein Militärkapellmeister die Musik zur „Gralsfeier“, gleichfalls in einer Einrichtung für Blech- und Holzbläser, an einem Sonntagnachmittag auf öffentlichem Platz

dirigirte. Man kennt die Staffage eines italienischen Straßenbildes: eine bunte, unruhig bewegte, schwärmende Menge, trompetende Maulthiere und Zeitungsträger, die wie die Besessenen schreien. War ein solches Kergerath nicht zu verhüten? Und war es politisch, die Wiedergabe umfangreicher Bruchstücke, ja, ganzer Akte des Weisheitsfestspiels in Konzertform selbst Denen zu erlauben, die mit ihrem Namen für eine leidlich würdige Aufführung einstehen konnten? Ruhte dadurch, von der widersinnigen, antimagnerischen Verschleppung dramatischer Fragmente in den Konzertsaal ganz abgesehen, die Begehrlichkeit Ungenügsamer und Unbescheidener nicht erst recht genährt werden?

Fermente der Verwirrung, die in der moralischen Rechtsphäre des „Barfisa!“ weiterwuchern konnten, sind also von zuständiger Seite als solche nicht rechtzeitig erkannt und zerstört worden. Das bietet für die Handlungsweise Biottas einen weiteren psychologischen Schlüssel. Das läßt sie jedoch in keiner Weise entschuldbar erscheinen. Er steht im Begriff, gegen die ungeschriebenen, aber jedem Ehrenmann bekannten Gesetze der internationalen Courtoisie, gegen den Geist und die Art der deutschen Kunst, gegen die Pietät und das Pflichtgebot der Dankbarkeit sich schwer zu versündigen. Sollte sein Unternehmen wider Erwarten noch in letzter Stunde scheitern oder vereitelt werden, so verdiente schon der Versuch den härtesten Tadel. Ungleich stärker ist er belastet als Herr Conried. Denn, wie es in mehr als einem Gerichtsbeschuß heißt: der hohe Bildungsgrad des Angeklagten macht sein Vergehen um so strafwürdiger. Es ist ein Unterschied, ob Direktor Striese in Röhshembroda sich mit kümmerlicher theatralischer Marktwaare zur Noth über Wasser hält oder ob ein Paul Lindau den Geschmack des Publikums dadurch systematisch herunterbringt, daß er an einer seiner Obhut anvertrauten Residenzbühne einen elenden Meister wie „Alt-Heidelberg“ zweihundertmal in einem Jahr giebt. Es ist ein Unterschied, ob ein kapitalkräftiger Agent einer kleinen Szene die Schundstücke von Felix Philippi aufzwingt oder ob sie der Leiter des Burgtheaters aus freiem Willen annimmt. Für einen Conried sind Wissen, Literatur, Aesthetik böhmische Dörfer. Er handelt mit alten oder neuen Dramen, wie seine diesjährigen Kunden, die Schweinemillionäre von Chicago, mit ihrer fetten Waare. Schlägt die eine Spekulation nicht ein, so muß eben die nächste den Verlust wieder wettmachen. Er ist weiter nichts als ein Geschäftscyniker ohne Bildung, Erziehung und Taktgefühl. Anders steht es mit Herrn Biotta, einem Manne, der über eine gediegene geistige Kultur verfügt, auch feinere künstlerische Empfindungen hegt und das volle Bewußtsein haben muß, daß er mit der Durchführung seines Unternehmens ein schreiendes Unrecht begeht.

Es giebt Niederländer, in denen immer noch die thörichte Furcht regt ist, sie würden eines Tages sammt und sonders vom großen germanischen Nachbarreich eingeschluckt werden. Vielleicht gehört auch Biotta zu ihnen; vielleicht

denkt auch er: Die beste Vertheidigung ist der Angriff, — und so schickt er sich denn an, ohne viele Umstände deutschen Besitz zu annektiren. Seine Landsleute sollen sich nur nicht verhehlen, daß bei uns, und zwar nicht nur in künstlerischen Kreisen, eine merklliche, nicht so leicht zu beseitigende Verstimmung gegen sie eintreten wird, wenn Herr Biotta als Parsifal-Dirigent von eigenen Gnaden sein Stück durchseht. Ein Weg stünde ihnen freilich offen, um aus der für sie recht peinlichen Lage rasch herauszukommen. Wie wärs, wenn der amsterdamer Wagner-Verein, statt des „Parsifal“, den „Fliegenden Holländer“ zur Darstellung bringen wollte, natürlich unter Ausschluß aller Gäste? Herr Biotta müßte bei dieser Veranstaltung allerdings der leidende Theil sein. Eine Thür wird es im Vereinslokal ja wohl geben.

Wenton.

Paul Marjop.



Die deutschen Seekabel-Gesellschaften.

Mit dem Jahr 1904 hat die deutsche Seetelegraphen-Gesellschaft, das älteste Unternehmen des deutschen Privatkapitals, das den Betrieb einer überseeischen Telegraphenlinie zum Zweck hatte, zu existiren aufgehört; das gesammte bewegliche und unbewegliche Inventar der Gesellschaft ist durch Verkauf in den Besitz der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft übergegangen, die durch diese Neuvererbung an Bedeutung nicht unerheblich gewonnen hat. Sie gebietet jetzt nicht nur über die beiden parallel laufenden deutsch-atlantischen Kabel, die Emden auf dem Umweg über die Azoren mit New-York verbinden, sondern verfügt nun auch über das von Emden nach Vigo an der spanischen Westküste verlaufende Kabel, das für Deutschland besonders deshalb wichtig ist, weil es den ganzen Durchgangsverkehr nach den Ländern Afrikas und Südamerikas und einen großen Theil des Verkehrs nach Asien bedient.

Das Emden-Vigo-Kabel existirt seit 1896; die feinetswegen gegründete Deutsche Seetelegraphen-Gesellschaft ist eben so alt. Vor 1896 gab es weder ein privates Kabelunternehmen in Deutschland noch überhaupt ein größeres Ueberseekabel in deutschem Besitz. Was an deutschen Seekabeln vorhanden war, beschränkte sich auf kurze Linien in der Ostsee, Nordsee und im Bodensee, also auf einen Theil der Telegraphenverbindungen zwischen Deutschland und Schweden, Dänemark, Großbritannien und der Schweiz; ferner gab es ein paar kurze Kabelstrecken an den Küsten der deutschen Kolonien in Ost- und Westafrika. Diese Kabel waren staatliches Eigenthum und gehörten der deutschen Reichspost. Das Bedürfniß, ein deutsches Kabel von größerer Länge zu schaffen, stellte sich heraus, als man erkannte, mit welcher Unzuverlässigkeit die in deutscher Sprache abgefaßten, nach Südamerika, Afrika und Asien bestimmten Depeschen auf den französischen und

spanischen Landlinien behandelt wurden. Die Franzosen haben ja in der Entstellung und Verstümmelung deutscher Worte von je her Großes geleistet; im überseeischen Depeschverkehr mußte diese nationale Eigenthümlichkeit naturgemäß bald als Plage empfunden werden. Da nun die englischen Kabellinien, die den Depeschverkehr in die genannten Ueberseeländer vermitteln, fast ausnahmslos von der spanischen oder portugiesischen Küste ausgehen, suchte man die den Telegrammen so gefährliche Anschluß-Landstraße zwischen Spanien und Deutschland dadurch zu umgehen, daß man zwischen der deutschen und der spanischen Küste ein eigenes Kabel zu legen beabsichtigte, das von Deutschen bedient werden sollte.

Die deutsche Regierung beschloß nun aber, nach dem mufterhaften englischen Vorbild, alle größeren Kabelunternehmungen dem Privatkapital und Privatrisiko zu überlassen. Auf ihre Veranlassung wurde im März 1896 mit einem Kapital von 3 560 000 Mark die Deutsche Seetelegraphen-Gesellschaft gegründet, der die Konzession zur Legung und zum Betriebe eines Emden-Bigo-Kabels bis zum dreißigsten September 1940 ertheilt und eine jährliche Unterstützung vom Staat garantiert wurde. Die Reichspost verpflichtete sich zu möglichst eifriger Benutzung des neuen Kabels, das denn auch sehr bald in England fabrizirt und 1896 am Tag vor der Weihnacht dem Verkehr übergeben wurde. Das neue Unternehmen entwickelte sich zur vollen Zufriedenheit und warf für die Gesellschaft bald gute Erträge ab. Zwar wurde die geschäftliche Krisis, mit der das zwanzigste Jahrhundert begann, auch im Kabelverkehr zwischen Emden und Bigo sehr unangenehm fühlbar: 1899 erhielten die Aktionäre sechs Prozent, 1902 gar keine Dividende. Seitdem steigen die Einnahmen wieder und das Kabel wird jetzt so stark benutzt, daß die neue Besitzerin, die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft, schon daran denkt, ein Parallelkabel zu legen, um das erste zu entlasten.

Die Deutsche Seetelegraphen-Gesellschaft blieb nicht lange die einzige im Deutschen Reich. Im Jahr 1900 lief endlich der 1881 mit der Anglo-American Telegraph Company geschlossene, zuletzt als sehr lästig empfundene Vertrag ab, in dem die deutsche Reichspost sich verpflichtet hatte, alle nach Nordamerika bestimmten Depeschen ausschließlich über die transatlantischen Kabel der englischen Privat-Gesellschaft zu leiten. Im Verkehr mit Nordamerika, der für uns der wichtigste unter allen überseeischen ist, konnten wir uns nun deutscher Kabel bedienen, deren früher völlig unterschätzte Bedeutung von Jahr zu Jahr besser erkannt worden war, seit erst 1898 der spanisch-amerikanische Krieg und dann 1899 der Burenkrieg und Englands rücksichtslose Ausnutzung seiner Kabel, die zu einer manchmal fast völligen Sperrung jedes nicht-englischen Telegrammverkehrs nach Afrika führte, gezeigt hatte, welchen Werth ein gesicherter Kabeldienst hat.

Schon 1899 that das deutsche Reichspostamt die erforderlichen Schritte, um möglichst früh über ein deutsches transatlantisches Kabel verfügen zu können. Wieder wollte man das neue Unternehmen dem Privatkapital überlassen; dem Staat kam es nur darauf an, sich die politischen Vortheile zu sichern. Auf Anregung des Reichspostamtes wurde im Februar 1899 die Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft mit einem Kapital von 21 Millionen Mark gegründet und im Mai 99 wurde ihr die Konzession zur Legung und zum Betriebe des neuen Kabels bis Ultimo Dezember 1944 ertheilt. Das Kabel sollte von der westlichsten Küstenstadt Deutschlands, von Emden, bis nach New-York laufen. Diese Entfernung war

jedoch zu groß, als daß man das Kabel in einem Zug durch den Ozean legen konnte; man war zur Anlegung einer Zwischenstation genötigt, und da man an ein Anlaufen britischen Bodens nicht denken konnte, weil das Kabel ja gerade der englischen Machtphäre entzogen sein sollte, war man gezwungen, den zweiten Umweg über die Azoren zu wählen und dort, auf der portugiesischen Insel Fayal, die Zwischenstation zu errichten. In Anbetracht der stark südlichen Lage des geplanten deutsch-atlantischen Kabels schien es zunächst vorteilhaft, das Emden-Vigo-Kabel als einen Teil der neuen Linie zu benutzen und ihm eine Fortsetzung von Vigo nach den Azoren und weiter über diese hinaus nach New-York anzugliedern. Aber die ohnehin starke Beanspruchung des Emden-Vigo-Kabels im Durchgangsverkehr mit anderen Ländern empfahl, diesen Plan fallen zu lassen, um einer Ueberlastung vorzubeugen, und ein völlig neues Kabel von Emden aus zu legen.

Nach war manches Hinderniß zu überwinden; aber am ersten September 1900 war man doch glücklich so weit, daß man das fertige Kabel dem Betrieb übergeben konnte. Die Erträge überstiegen alle Erwartungen: noch für 1900 konnte man 2 Prozent Dividende verteilen, für 1901 schon $4\frac{1}{2}$, für 1902 5, für 1903 $5\frac{1}{2}$. Schon 1902 mußte man, um dem starken Andrang von Telegrammen gerecht zu werden, daran denken, ein zweites Kabel auf der selben Route zu legen. Ein neuer Vertrag mit dem Reichspostamt erteilte die Konzession für diese Telegraphenverbindung, das Aktienkapital wurde um 20 Millionen erhöht und seit dem ersten Juni 1904 arbeitet auch dieses zweite deutsch-amerikanische Kabel.

Dieses Kabelbesitz hat die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft mit der Erwerbung des Emden-Vigo-Kabels nun abermals erweitert. Schon am zwanzigsten Juli 1896 war ein Vertrag zwischen der Deutschen Seetelegraphengesellschaft und der bekannten Firma Felten & Guilleaume in Rülheim am Rhein geschlossen worden, wonach diese Firma berechtigt war, bei Einhaltung einer dreimonatigen Kündigungsfrist die Aktien der Seetelegraphen-Gesellschaft zu übernehmen. Später trat die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft als Rechtsnachfolgerin von Felten & Guilleaume in diesen Vertrag ein; sie hat nun Ende 1904, wie schon seit drei Jahren beabsichtigt und bekannt gemacht worden war, von dem ihr zustehenden Recht Gebrauch gemacht. Die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft ist jetzt Herrin über 18 000 Kilometer Seekabel und diese Ziffer wird über 20 000 anwachsen, wenn das zweite Emden-Vigo-Kabel gelegt sein wird. Sie gehört also zu den größten Privatunternehmungen auf dem Gebiete des Seekabelbetriebs. Reicht sie auch an die Eastern Telegraph Company und die Eastern Extension Australasia and China Telegraph Company, die über 74 000 und 44 000 Kilometer Seekabel verfügen, noch lange nicht heran, so sind doch unter den insgesammt einunddreißig privaten Seekabel-Gesellschaften der Welt außer den genannten nur noch drei, deren Besitz 20 000 Kilometer Kabel übersteigt: die Western Telegraph Company mit 32 000, die Commercial Cable Company mit 24 000 Kilometern und die Compagnie française des câbles télégraphiques mit 22 000 Kilometern.

Außer den beiden bisher ausschließlich erwähnten deutschen Seekabelgesellschaften, die jetzt vereinigt sind, existieren auf diesem Gebiete noch zwei andere deutsche Privatunternehmungen, die jedoch beide erst in den Anfängen ihrer Entwicklung stehen. Die erste ist die „Osteuropäische Telegraphen-Gesellschaft“, die

schon im Juli 1869 mit einem Aktienkapital von 1 Million Mark gegründet wurde, um ein Seecabel zwischen Konstantinopel und der wichtigen rumänischen Küstenstadt Konstanza oder Kustendje zu schaffen. Ein solches Kabel würde, trotz seiner geringen Ausdehnung, von hohem Werth für die Entwicklung des deutschen Telegraphenwesens im Orient sein, namentlich auch für die Bagdadbahn; in einigen Jahren könnte man dann von Berlin bis an den Persischen Golf auf ausschließlich deutschen Telegraphenlinien depeschiren. Wenn trotzdem die Oesterropäische Telegraphengesellschaft bisher noch nicht in der Lage war, ihren Hauptzweck zu erreichen, so sind daran die Rationationen der Eastern Telegraph Company schuld, der das deutsche Kabel eine sehr unbecueme Konkurrenz, hauptsächlich mit ihrem Kabel Oessa-Konstantinopel, bringen würde. Die Eastern behauptete, daß ihr Vertrag mit der türkischen Regierung ihr allein das Recht gebe, Telegraphenleitungen auf türkischem Boden zu bauen. Die Prüfung dieser Ansprüche dauerte volle fünf Jahre und erst im Juli 1904 war man so weit, daß die Eastern mit ihrem Einwürfen abgewiesen wurde. Trotzdem gelang es der englischen Kabelgesellschaft durch allerlei Spitzfindigkeiten, die Verhandlungen weiter in die Länge zu ziehen. Der Oesterropäischen Telegraphengesellschaft steht erst vom zehnten Februar 1905 an das unbestrittene Recht zu, das Kabel zu legen. Die zweite der hier zu erwähnenden Gesellschaften ist die jüngste, die erst am neunzehnten Juli 1904 mit einem Aktienkapital von 7 Millionen Mark begründete „Deutsch-Niederländische Telegraphen-Gesellschaft“, ein von deutschen und holländischen Financiers gemeinsam gegründetes Unternehmen, das in Köln seinen Hauptsitz hat. Die Thätigkeit dieser Gesellschaft wird sich auf die Gegenden an der Eingangspforte zum Stillen Ocean erstrecken, wo die deutschen und holländischen Kolonien nah demachbart sind; die deutschen haben überhaupt noch keinen Anschluß an das Welttelegraphenney, die holländischen sind nur durch britische Kabelnlinien zu erreichen, was im Fall von Differenzen oder gar von kriegerischen Verwickelungen mit England für Holland verhängnißvoll werden könnte. Das Kabel der „Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft“, das am achten Januar 1905 aus Nordenham mit dem Kabeldampfer „Stephan“ nach dem fernen Osten in See gegangen ist, wird von Menado an der äußersten Nordspitze von Celebes zunächst nach der zu den Karolinen gehöriigen, also in deutschem Besitz befindlichen Insel Yap verlaufen. Von hier wird das Kabel sich theilen: ein längerer Zweig wird von Yap nach Shanghai verlaufen und hier Anschluß an das umfangreiche Kabelney der dänisch-russischen „Großen Nordischen Telegraphengesellschaft“ finden, die auch die Herrin der großen transibirischen Landlinie ist; der zweite, kürzere Arm des Kabels wird von Yap nach der in amerikanischem Besitz verbliebenen Marianen-Insel Guam führen, wo man einen Kabelstüppunkt des großen transpazifischen Kabels der Vereinigten Staaten (zwischen San Franzisko und Manila) geschaffen hat; dadurch wird für das deutsch-holländische Kabel ein doppelter Anschluß an das nicht-britische Seecabelney der Erde gewonnen. Auch dieses private Unternehmen wird von der deutschen und von der holländischen Regierung finanziell unterstützt.

Dr. Richard Hennig.



Orientalia.

Wer in der letzten Zeit die aus Konstantinopel kommenden politischen Depeschen las, konnte leicht in den Wahn versetzt werden, am Goldenen Horn sei unter den Botschaftern heißer Streit entbrannt. Freiherr von Marichall für das Deutsche Reich, Herr Konstant für Frankreich, Herr von Calice für Oesterreich-Ungarn: alle Drei, so mußte man annehmen, hätten lange mit gleich heftiger Beharrlichkeit den Sultan befürmt, ihren Vändern die Lieferung der neuen Kanonen zu übertragen. Doch kann wohl Keiner von den Dreien an dem endgiltigen Sieg der Firma Krupp gezweifelt haben. Die essener Geschütze sind nun einmal die besten. Und gegen das Gewicht solcher Thatfachen kommt heutzutage in der Türkei weder das höheren Beamten gewährte Paskisch auf — das einst so allmächtige Wort hat seit einigen Jahren überhaupt nicht mehr den alten Zauberklang — noch auch der Einfluß einer Favoritin. Alzu lange ist noch nicht her, seit die Bankleiter, die im Hilbig-Kloster Etwas unterschrieben haben wollten, die Favoritin (nicht die Gemahlin) Seiner Großherrlichen Majestät mit Goldfäden umspinnen mußten. Diese Zeiten sind, zum Schmerz aller „rechtschaffenen“ Geschäftsleute, einstweilen vorbei. Freilich hats lange gedauert, bis der Entschluß öffentlich bekannt war, wem die neue Kanonenlieferung zu übertragen sei, und jeder der drei Botschafter hatte, bis es so weit war, vom Sultan immer wieder Audienzen erbeten. Das beweist aber noch nicht, daß Abd ul Hamid ernstlich zwischen den drei Reichen geschwankt habe. Der Russeman liebt die schnellen Entschlüsse nicht. Wenn der jetzt in Stuttgart lebende Herr von Kaula in Konstantinopel nicht so klug mit dieser Eigenart zu rechnen verstanden hätte, wäre es ihm nicht geglückt, auf seinen Namen so werthvolle Eisenbahnkonzessionen zu erhalten. Der Vertrauensmann des deutschen Konsortiums ist jetzt Herr Zander von den Anatolischen Bahnen. Ihm rühmen seine Mandanten Klarheit des Urtheils und feste Energie im Handeln nach. Trotzdem er sich aber gern als schneidigen Preußen giebt, soll er sich sehr gut auf alle Künste verstehen, die der seine Unterhändler in der Türkei braucht, wenn er ans Ziel kommen will.

Ich bin also überzeugt, daß der Firma Krupp der Auftrag stets sicher war und daß die Vorzüglichkeit ihrer Geschütze, nicht die diplomatische Kunst unseres Botschafters den Sultan bewogen hat, sich nach Essen, nicht nach Kreuzot oder an die Oesterreicher zu wenden. Die Anleihe, die von den Franzosen vergebens als Hochpreise angeboten worden sein soll, kann dabei kaum die Rolle gespielt haben, die ihr Zeitungen der verschiedensten Länder durchaus zuschreiben möchten. Die Türkei braucht immer Geld und wirds auch jetzt brauchen: für die Kilometergarantien der Eisenbahnlinien, für das bevorstehende Weiramsfest und die an diesem Tag zu zahlenden Gehälter, für tausend andere Dinge. Aber der Sultan (von dem Viele behaupten, er habe den größten Besitz an englischen und preussischen Konsols) bezahlt ja weder das Weiramsfest noch irgend was Anderes für das Osmanenreich aus seiner eigenen Tasche und hat deshalb auch nicht den geringsten Grund, sich, um eine Staatsanleihe zu machen, schlechte Artillerie anzuschaffen und die Wehrfähigkeit seines Landes zu schwächen. Das wußte natürlich auch Herr Konstant, der französische Botschafter, als er die Ottomandank mit der Meldung „überraschte“, die pariser Börse werde jeder neuen Emission von Turbanmerthen ihre Thore verschließen. Das war der erste Akt der netten Komödie. Im zweiten erklärte die

Ottomanbank dem Finanzpasha, sie könne eine Anleihe, die in Paris keine offizielle Notiz habe, unter keinen Umständen übernehmen. Unter vier Augen mag ihr Vertreter hinzugefügt haben, gegen die üblichen schönen Zinsen wolle die Bank einen Voranschuß geben; vielleicht auch nur: sie sei, falls Herr Constans noch ein Weilschen den Unerbittlichen markiren müsse, bereit, sich an einem von der Deutschen Bank zu zahlenden Voranschuß zu beteiligen. Zu einem Voranschuß bedarf es keiner coto; die Deckungen sind zu übersehen. Und die Ottomanbank ist nicht nur eine der feinsten französischen Gruppen, vielleicht die allerfeinste, sondern auch das privilegierte türkische Noteninstitut und, trotz allen Eitelkeiten und Empfindlichkeiten einzelner pariser Größen, schließlich doch für Türcentransaktionen geschaffen. Der Voranschuß reicht nun natürlich zur Bezahlung der neuen Kanonen noch nicht aus. Aber es handelt sich um Lieferungen, die sich auf Jahre erstrecken und in Raten zu zahlen sind; und wenn die Firma Krupp noch nicht selbst beschriebende Zahlungsbedingungen abgemacht haben sollte, so sind sie ihr von dem deutschen Konfortium doch gewiß schon zugesichert. So bequem wie früher wird siees allerdings kaum gehabt haben. Einst hatte Krupp sich nämlich die Obligationen einer künftigen Türkenanleihe als Unterpfand ausbedungen. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß diesmal solche Sicherheit gewährt worden sei.

Die Hohe Pforte weiß mit löblicher Geschäftlichkeit ihren Verpflichtungen pünktlich nachzukommen; den internationalen natürlich nur. Die Beamten können warten. Die höheren, die im Ausland leben, erhalten ihre Pensionen jezt immerhin gewöhnlich schon drei Monate nach dem Fälligkeitsstermin. Die Bankiers, die mit der Pforte arbeiten und also wissen, daß die garantirten Eisenbahneinnahmen zur vereinbarten Stunde einlaufen, finden an diesem Nachzahlungsmodus nichts Besonderes auszusagen. Nur darf das weite Reich nicht all seine Einnahmen verpfänden (nicht einmal der Dette Publique), weil sonst die Staatsverwaltung allzu unselbständig würde und keine Ausgabe mehr leisten könnte, ohne eine neue Anleihe aufzunehmen. Zu rechter Zeit hat ja die Dette Publique noch die Ausführung der Absicht verhindert, aus allen Einnahmen Monopole zu machen. Das wäre auch wirklich ein schlimmer Fehler gewesen.

Die Thatfache, daß die Ottomanbank in bestem Einvernehmen mit der Deutschen Bank handelt, hat die Schuldenverwaltung der Türkei in einen erträglichen Zustand gebracht und die Ausbreitung des Eisenbahnnetzes in großem Stil ermöglicht. Diese Einigkeit wird auch durch den Sieg des Hauses Krupp nicht erschüttert werden. Die deutschen und die französischen Großinteressenten halten zusammen, wenn Herr Constans auch noch so eifrig auf die Erledigung der Luaifrage drängt und jezt wiederwegen der Bahlinie Nizerib-Damaskus intervenirt. Der Hauptzweck solcher Interventionen ist schließlich nur, den Glauben des Sultans an einen ersten Weltstreit der Nationen zu stärken; gelingt, dann wird Abd ul Hamid bei anderer, passenderer Gelegenheit der französischen Technik die freundliche Rücksicht nicht versagen, die ihr gebührt. So sehen wenigstens die leitenden Geister der pariser Finanz dieses ganze Treiben. Sie halten sich still und haben sicher keinen Augenblick daran gedacht, durch das Ausschüren politischer Leidenschaft sich ihre Geschäfte zu verderben. Auch Leidenschaft kann manchmal ja nützen; man muß sich nur hüten, am unrochten Ort Konsequenzen daraus zu ziehen.

Die neue Orientbank, die von der Nationalbank für Deutschland gegründet

wurde, wird vielleicht besser gedeihen, als man nach ihren ersten Bemühungen glauben könnte. Sie hat in Konstantinopel nämlich eine Anleihe angeboten, die der Sultan (wahrscheinlich, um nicht aus der Übung zu kommen) auch annehmen wollte. Der hübsche Plan stieß nur auf eine kleine Schwierigkeit. Die Dette Publique weigerte sich, für diese Anleihe die nöthigen Deckungen anzugeben. Das war vorauszusetzen. So lange in der Dette nicht, statt der Ottomanbank, die Nationalbank für Deutschland den ersten Sitz und die leitende Stimme hat, wird eine neue Gruppe es erschwerlich zu Emissionen und daraus fließendem Gewinn bringen. Können es denn aber gerade Geschäfte mit dem Staat sein? Die Orientbank könnte bei guter kaufmännischer Leitung ja einträglichste Privatgeschäfte machen, wie jetzt schon ihr Abkommen mit der hamburgischen Levantelinie zeigt. Dazu wäre freilich eine große Zahl fester Niederlassungen nöthig; und an diesem System hat die Deutsche Bank einst nicht viel Freude erlebt. Für sie lagen die Verhältnisse allerdings anders: die Ottomanbank wollte sich von einem ihr so eng verbündeten Institut solche Konkurrenz nicht gefallen lassen. Die Nationalbank für Deutschland hat dort unten keine wichtige Verbindung aufs Spiel zu setzen und braucht deshalb dem Bethülungsdrang ihrer Orientbank keine Fessel anzulegen. In der Türkei ist Raum genug; viele Leute können da noch Geld verdienen. In einer jordanischen Arbeit über „Das heutige Bagdad“ fand ich einen interessanten Satz, den ich hier anführen möchte: „Der Direktor der Ottomanbank beklagte sich sehr über die von all den kleinen Juden, die schon direkt mit Europa verkehren, ihm gemachte Konkurrenz.“ Wo Das möglich ist, muß neben zwei großen Instituten auch noch für ein kleineres Platz sein. Ich glaube, wir werden im Türkenreich über Kurz oder Lang auch noch eine vierte und fünfte Bank entstehen sehen.

Das Alles ist gut und schön. Kluge Männer und Couponabschneider halten die Turbanwerke jetzt aber für ausreichend bezahlt und rechnen kaum noch mit neuen Kurschancen ihres Besitzes. Sehr merkwürdig ist, daß sie auf Serbien hinweisen, wo die Goldrente unter der Schuldenverwaltung ihren Kurs von 60 auf 80 gebracht habe. In Süddeutschland traut man dem serbischen Frieden noch nicht so recht; in Norddeutschland aber ist schon mancher Posten Türkenaktien von Leuten verkauft worden, die dafür vierprozentige serbische Goldrente eintauschten, natürlich in der Hoffnung, am Kurs zu verdienen. Wer diese Hoffnungsvollen dann an die Unsicherheit der inneren Verhältnisse Serbiens erinnert, hört die Antwort: Das macht uns keine Sorge; selbst die Kunde, daß der König Alexander sammt seiner Draga ermordet sei, hat damals ja dem Kurs der Goldrente nur unwesentlich geschadet. Das ist richtig. Der civilisirte Westen fand die Sache mit einer Baissa von 1/2 Prozent genügend bewerkthet. Aus solcher Erfahrung kann man Ruth schöpfen. Inzwischen hat die von der Berliner Handelsgesellschaft, der Oesterreichischen Länderbank und der Ottomanbank geschaffene und geleitete Schuldentrolverwaltung ruhig weitergewirksam; und was erleben wir jetzt? Schon im November lagen die Zinsen für den Januar- und den Julitermin in der Kasse. Trotzdem braucht man in Belgrad eine neue Anleihe (für Kanonen, Eisenbahnen und andere Bedürfnisse), braucht sie aber wohl nicht ganz so dringend, wie erwerbsfähige Bankiers der Regierung einreden möchten. Die Kauflustigen werden dem Warner erwidern, jedes Papier habe den Werth des Kurzes, zu dem es notirt wird. Wer weiß aber, ob die Berliner Handelsgesellschaft selbst wünscht, daß der Kurs schon über 80

hinaus steigt? Vermünftig ist jedenfalls, daß man in Serbien den Nutzen der Schuldenverwaltung erkennt und sie mit allem Eifer unterstützt, statt, wie in Griechenland, sie von der nationalen Eitelkeit bedrängt und in ihrem Wirken hindern zu lassen. Nehmen wir den schlimmsten, einstweilen doch recht unwahrscheinlichen Fall einer akuten Orientkrise, der die Oesterreicher zwingt, über die serbische Grenze zu marschieren, und dem Königreich ein Ende macht. Auch diese Möglichkeit bekümmert die neuen Liebhaber serbischer Rente nicht. Warum auch? Dann, hoffen sie, würde die serbische in österreichische Goldrente umgewandelt und wir wären schon heraus. Gegen solchen Optimismus ist nicht aufzukommen.

Der stille Beobachter kann seine Freude dran haben, wenn er sieht, wie nah benachbart das Anleihegeschäft in diesen Staaten dem Gebiete der Kanonen ist (Kanonen ist hier nur ein Kennwort, das vielerlei Begriffe deckt). Und ist's in Rußland denn anders? Nicht Alles, was da hinter den Coulissen der Finanzpolitik spielt, wird von der Presse ans Licht gebracht. Neulich war man höchst bestürzt, als man erfuhr, von New-York seien neun Millionen Dollars in Gold nach London verschifft worden. Das war eine der größten Goldverschiffungen, die man je erlebt hatte. Amerika hat eben Gold in Fülle und spendet von seinem Ueberfluß den Parisern. Zweck? Die Franzosen wollen den Ruffenkurs weiter halten. Im Frühling werden in Paris wohl neue russische Schatzscheine emittirt werden; der Zinsendienst und die Käufungen verschlingen diese 500 Millionen. Und — so unglaublich es klingt, bleibt doch wahr — diese Anleihe, die noch nicht abgeschlossen, über die noch gar nicht ernstlich verhandelt ist, hat der Crédit Lyonnais schon jetzt bei seiner Kundschaft untergebracht. Solche Kunststücke kann diese Bank sich leisten; und ihre Macht ist, wie es scheint, so groß, daß sie diese Riesenoperation eine ganze Weile der neugierigen Oeffentlichkeit vorzuenthalten vermag.

Pluto.



Vier Briefe.

I. Herr Bergwerksdirektor Heinrich Schaefer schreibt mir aus Kupferdreh:

„Den mit der Ueberschrift ‚Was der Strite lehrt‘ versehenen Auffay des Herrn Karl Zeitisch habe ich aufmerksam gelesen. Sehr gesunde und richtige Ansichten fand ich da neben solchen, die mir unrichtig scheinen und die ich mit voller Objektivität zu widerlegen versuchen möchte. Mir scheint zunächst die Psyche des Kohlengräbers nicht richtig geschildert. Der Bergmann ist stolz auf seinen Beruf, hält sich für sozial höher stehend als irgend einen anderen Lohnarbeiter und hat jedenfalls, mehr Freiheit; denn hat er mit seinem Vorgesetzten, dem Steiger, das Monatsgebänge, den Preis für eine zu leistende Kohlenhauerarbeit, vereinbart, so verrichtet er selbständig, ohne Aufsicht, seine Akkorarbeit; kontrol-

lirt wieh nur, ob er auch die in seinem ureigenen Interesse erlassenen bergpolizeilichen Vorschriften befolgt. Diese sind ihm natürlich lästig, weil sie seinen Verdienst beschränken, und gar zu gern ist er geneigt, sie zu umgehen. Danach kann man sich schon denken, daß die von der Sozialdemokratie so laut und so oft geforderten Arbeiterausschüsse, die aus der Belegschaft zu wählen wären, in Wirklichkeit dem Kohlenhauer gar nicht erwünscht sind; denn er erhält mit ihnen die dritte Aufsichtbehörde. Da ist erstens der Steiger und Betriebsführer seines Arbeitgebers, zweitens der staatliche Aufsichtbeamte und hinzu käme nun noch die Beaufsichtigung durch einen Kameraden, den Vertrauensmann der Sozialdemokratie. Nur ein solcher würde die Kunde machen, wenn ihm gestattet wäre, die Arbeiter allein aufzusuchen. Das ist, wo die Institution schon besteht, auf den staatlichen Gruben, freilich verboten. Da befahren die Arbeiterausschüsse monatlich zweimal die Betriebspunkte eines Bergwerkes in Begleitung eines Beamten und unterschreiben dann ein kurzes Protokoll, das bestätigt, daß die Betriebe in Ordnung befunden wurden. Das Ganze ist ziemlich bedeutungslos und nur eingerichtet, um der maßlosen Agitation ein Schlagwort zu entwinden. Wenn der Bergmann wirklich ein so hartes Los hat: wie erklärt sich dann die Tatsache, daß der Sohn wieder den Beruf des Vaters ergreift, wie erklärt sich die Masseneinwanderung von Arbeitern aus allen Theilen des Reiches und aus dem Ausland? Wie erklärt es sich, daß die Bürgermeister, die Kohlenhauer ohne Weiteres zur Einkommensteuer veranlagten, ohne Reklamation zu befürchten? Ich habe noch keinen Bergmann „im effen schwarzen Schlamme kauern“ gesehen; in den meisten Fällen haut er stehend die trocken anstehende Kohle; wo es, wegen geringerer Flözmächtigkeit, im Sitzen geschieht, gewöhnt sich der Hauer bald an diese Stellung; der Schneider verrichtet auf seinem Tisch ja auch so seine Arbeit. Maschinell betriebene Ventilatoren und Kompressoren gewaltigen Umfangs sorgen stetig für den Auszug der verbrauchten und die Zufuhr frischer Luft, die genau auf den Mann und das Grubenpferd berechnet wird; die Aufsicht über die der Vorschrift gemäße Bewetterung ist eine der wichtigsten Aufgaben des Revierbeamten. Willig fügen die Besitzer und ihre Beamten sich dieser Vorschrift; sie selbst haben ja das größte Interesse daran, den Bergmann so gesund wie möglich zu erhalten und damit eine gute Arbeitleistung zu erzielen; auch die Grubenbeamten und die staatlichen Revierbeamten wollen nicht in schlechter Luft leben. Wenn Das richtig ist: welche Umstände haben dann den Niesenstrix bewiekt? Ich kann die Gründe hier nur kurz in chronologischer Reihenfolge zusammenfassen. Behördlich angeordnete Pferdekuren zur Vertreibung der Wurmkrankheit aus Rücksicht auf sozialdemokratische und ultramontane Parlamentarier, Ueberwächten der Hüttenzechen neben Feierschichten der reinen Kohlenzechen: veranlaßt durch einen Konstruktionsfehler im neuen Kohlenyndikatvertrag. Ueberaus heftige Agitation der Geschäftsleute und einiger Amtmänner — siehe die Eingabe des Amtmannes von Barop, die in Dortmund die sozialdemokratische Arbeiterzeitung triumphirend abdruckte — bei der Stilllegung unrentabler Grubenbetriebe. Das Schlagwort für die Massen heißt Zechenlegen; noch aber hat kein Arbeiter dabei sein Brot verloren. Die unaufhörliche Hagarbeit der Blätchen der sozialdemokratischen und ultramontanen Vergarbeiterverbände, um die noch zur Hälfte unorganisirten Bergleute in die Verbände zu treiben. Dazu kam noch der unglückliche Versuch, die Hibernia zu verstaatlichen; die Luft war schon so schwül, daß durch den kleinsten Funken ein Brand entstehen konnte. Bekannt ist, daß der Streik auf Zeche Bruchstraße und Herkules ausbrach. Die konträbitorischen Verhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern haben, unter dem Vorsitz der Verwaltungs- und Bergbehörden,

bewiesen, daß irgend ein stichhaltiger Grund zum Strike hier nicht vorhanden war. Die Protokolle sind in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung veröffentlicht worden; zunächst leider nur da; der Abdruck in anderen Blättern hätte die öffentliche Meinung wohl umgestimmt. Unterblieben ist leider die von dem verhassten Bergbaulichen Verein angebotene parlamentarische Enquete. Warum wohl? Die Bergwerkbefitzer haben sie nicht zu scheuen; sollten wirklich an einigen Stellen Mißstände enthüllt werden, so kann es der Gesamtheit der Arbeitgeber nur willkommen sein, wenn gewissenlose Unternehmer an dem Pranger gestellt werden. Wenn die Regierung dieser Enquete ausweicht: warum veranstalten denn nicht Abgeordnete aller Parteien aus eigener Initiative diese Enquete? Nun noch ein Wort zum Schluß. Allgemein wunderte man sich über die musterhafte Ruhe der feienden Bergleute. Das bewirken die Verbände und ihre Ordner, hieß es. Rein: die Bergleute haben überhaupt fast nirgends Forderungen gestellt, weil sie mit Lohn und Behandlung zufrieden waren. Das sagten sie, als der Strike begann, ihren Vorgesetzten auch ganz offen, fügten aber hinzu, man müsse solidarisch sein und mitstreifen. Wären die Mißstände, die von den Agitatoren in die Welt hinausposaunt werden, wirklich so unerhört: glauben naive Leute etwa, daß die Massenwuth sich dann zügeln ließe? Sie würde sich mit elementarer Gewalt Luft machen und Ausschreitungen aller Art begehen; daran könnten die 'Arbeiterführer' die Masse eben so wenig hindern, wie es ihnen gelang, sie vom Generalsstrike abzuhalten. Man glaube auch nicht, daß dieser Strike der Kohlengräber der letzte sein wird. Die Kohlenverbraucher werden stets mit einem neuen Ausstand zu rechnen haben und deshalb gut thun, nach dem Muster der staatlichen Eisenbahnbehörde sich durch Anlegung größerer Bestände gegen Strikegefahr zu versichern."

II. Herr Karl Jentsch schreibt aus Reife:

„Berehrter Herr Garten, Herr Fritz Lewy, der früher Kaufmann war, dann nach Argentinien auswanderte und dort Landwirth wurde, liebt die ‚Zukunft‘ die ihm in seine Einsamkeit Kunde aus der alten Heimath bringt und ihn mit dem Geistesleben der Kulturwelt in Verbindung erhält. Einige meiner Beiträge haben ihn zu Briefen an mich veranlaßt. In dem einen bemerkt er über die von mir erwähnten südamerikanischen Jesuitengeschichten, man dürfe sie nur mit der größten Vorsicht aufnehmen, weil gewisse Organe die Hege gegen die ‚Paffen‘ wie eine Profession betrieben. Eine längere Stelle aus einem seiner Briefe schreibe ich ab, weil Sie vielleicht mit mir der Ansicht sind, daß sie die Leser der ‚Zukunft‘ interessieren dürfte; meine Klaffen füge ich in Klammern bei. Aus Ihrer Karte erfahre ich, daß Sie auch die Ueberseeer in den Kreis Ihrer deutschen Interessen gezogen haben. Von dem eruchten Neudeutschland ist freilich hier in Argentinien nichts zu bemerken. (Das Wodethen der Deutschen in Chile und in Südbrasilien macht mir Freude; aber Neudeutschland suche ich nicht dort, sondern in Rußland und in der Levante. Da ich zur Zeit nur noch der einzige Narr bin, der diesen alten großdeutschen Traum träumt, so brauchen der Großtürke und der Gossudar, wie Sie den Jaren zu nennen lieben, vor meinem Bekenntniß nicht zu erschrecken.) Die wenigen Deutschen — vielleicht zwei bis drei Prozent der Einwanderung — bleiben zum größten Theil in den Städten; nur wenige widmen sich der Landwirthschaft, die hier noch in weit größerem Maße als drüben den Reichthum und die Kraft des Landes ausmacht. Der kleinere Landwirth, der Kolonist, ist zu wenigstens drei Vierteln Italiener, so daß man in gar vielen Distrikten der Provinz Santa Fé von einem Rentianen, genauer: von einem Neupiemont reden kann. Auch andere Nationalitäten sind stark vertreten und man erkennt die Weisheit der Staatslenker, wenn man erfährt, daß kein Italiener nach den italienischen, kein Deut-

scher nach den Deutschen, kein Franzose nach den französischen Kolonien auswandert; nur die Blutsteuer schicken Alle hin. (Das stimmt, bis auf das 'kein Franzose'; nach Algier und Tunis siedeln doch viele Franzosen über). Manchen Italiener, der als Soldat in Massauah war, hörte ich sagen, daß er für einen hiesigen Heftar ganz Afrika gäbe. Aber auch eine reichlichere Einwanderung würde schwerlich ein Neudeutschland begründen. Ich behaupte durchaus nicht, daß, wie man so häufig liest, der Deutsche leichter als die anderen Völkern Angehörigen seine Nationalität verliere und in fremdem Wesen aufgehe. Das ist eine in nichts begründete Verleumdung (Sehr richtig.) Jeder Einwanderer, aus welchem Volk er auch stammen möge, muß der ihn umgebenden Mehrheit einigermaßen ähnlich werden. Um dem gewaltigen Druck der Umgebung Widerstand leisten zu können: dazu gehört außer Charakterfestigkeit auch die klare Erkenntnis des Wertes der eigenen Kultur, die man durch die Anpassung verlieren würde. Und schließlich scheint Das, was der einzelne Standhafte im aufreibenden Widerstand gegen seinen Lebenskreis erreicht, die Opfer und Entbehrungen des Kampfes doch nicht aufzuwiegen. Der Durchschnitt der Auswanderer verzichtet auf diesen Kampf. Er legt die Eigenschaften seiner Art, die er durch Sitte und Gesetz unbewußt aufgenommen hat, eben so unbewußt wieder ab; und darum wird kaum ein Neudeutschland entstehen. (Wo Deutsche in eine Bevölkerung von niedrigerer Kultur nicht als Lohnarbeiter, sondern als Herren einwandern, bewahren sie ihre Nationalität, wie die russischen Ostseeprovinzen beweisen. Das Selbe gilt von den Engländern.) Dazu wäre eine Masseneinwanderung erforderlich. Aber auch ein solches Neudeutschland würde an sich noch keine Früchte für das deutsche Volksthum bringen, weil ja sein Kulturniveau tief unter dem des Mutterlandes stehen würde, wenn auch höher als das der in anderssprachige Gebiete Einwandernden. Denn Diese gehen durch den Sprachwechsel alle abstrakten Begriffe verloren, die nur sehr langsam wieder erobert werden. Dieser Umstand erklärt die geringe Bedeutung der Deutschen, Franzosen, Polen u. s. w. im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten gegenüber den Engländern und den Fren. Soll also nicht, statt eines Neudeutschlands, ein Deutschland der Vergangenheit begründet werden, so muß der Masseneinwanderung ein beständiger Nachschub von Intelligenzen aus dem Mutterlande folgen (oder die Einwanderermasse von vorn herein aus mit Intelligenzen gemischten Bauernsöhnen bestehen, die schon einen gewissen Bildungsgrad und geistige Bedürfnisse mitbringen). Das Ideal wäre: daheim ein ganzes Geschlecht heranzubilden, das würdig wäre, als Weisheitskühlung ausgesandt zu werden. Aber ehe das heranzwächst, wird die Erde vertheilt und kein Platz mehr übrig sein für weitere räumliche Ausdehnung. Ob Das wirklich ein so schreckliches Unglück wäre? Muß man an Deutschlands Zukunft verzweifeln, wenn es in dem wahnsinnigen Rennen um die größten Zahlen nicht Schritt halten kann? (Es hält ja Schritt, in der Bevölkerungszahl, nicht aus bewußter Refordrucht, sondern, weil die Natur seines Volkes es so mit sich bringt; und wie jede Pflanze und jedes Thier, so braucht jeder Mensch und darum auch jedes Volk seinen angemessenen Nahrung- und Bewegungsplatzraum. Wird ihm dieser nicht gewährt, so schlägt die Blutstraße in Eiter um). Ich weiß es nicht, aber ich glaube es nicht. Meiner Ansicht nach ist keine Nation so in sich gefestigt (Herr Lewy will wohl sagen: im Kulturwerth so allen anderen überlegen), daß sie das Recht hätte, die eigene Art anderen Stämmen aufzuzwingen. So oft Dies dennoch geschieht, bringt die Schuld die Sühne mit sich und statt des Deutschen, den man haben will, wird nur ein bastardierter Russe oder Engländer gezüchtet.' Oder Pole. Mit der letzten Bemerkung hat Herr Lewy wieder Recht. Hätte man die Polen um den Unterricht in der deutschen Sprache, die ja ihre Strebsamen zum

Fortkommen brauchen, flehentlich betteln lassen, so hätte man zwar nicht Deutsche aus ihnen gemacht, aber Polen, die für die preussische Verwaltung dankbar wären. Nun aber hat die Dummheit, mit der Gott die Staatslenker zu segnen pflegt, einen Preußen- und Deutschenhaß gepflanzt, der noch glühen und politisch wirken wird, wenn alle Polen entweder Deutsch oder Russisch redetreden werden und das polnische Idiom eine Antiquität sein wird, wie das czechische vor achtzig Jahren eine war. Goethe schildert im ersten Buch von 'Wahrheit und Dichtung' die liebevolle Anhänglichkeit der Elsäßer an deutsche Verfassung, Sitte, Tracht und Sprache und sagt: 'Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins nothgedrungen verliert, so rechnet er sich zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben.' Daß der Deutsche in den Gebieten, die er wirtschaftlich oder politisch erobert, die Bevölkerung germanisire, ist durchaus nicht nöthig. Den reinen Nationalstaat, den Professor Haffe predigt, halte ich für ein falsches politisches Ideal."

III. Im letzten Januarheft hat Frau Förster-Riesche erzählt, ihr Vater sei, bis er sich bei einem Fall auf dem Hof eine Gehirnerschütterung zuzog, nie krank gewesen, habe insbesondere niemals an Kopfschmerzen gelitten. Was gegen diese (für den Gesundheitsstand ihres Bruders wichtige) Thatsache vorgebracht worden sei, gehöre in den Bereich der Riesche-Legenden. Die ungemein heftig der Legendenbildung Beschuldigten, Frau Andreas-Salomé und Herr Dr. Roebius, fanden in dem Angriff der Frau Förster einstweilen keinen Grund, dem früher von ihnen über Riesche Gesagten Etwas zuzufügen, und überlassen das Urtheil wohl ruhig unbefangenen Richtern. Der Arzt aber, der Riesches Mutter in ihren letzten Lebensjahren behandelt hat, meldet sich nun als Zeugen und will nicht dulden, daß er leichtfertiger Ausfage bezichtigt werde. Herr Dr. Gutjahr schreibt mir aus Raumburg: „Im September 1904 erhielt ich aus dem Riesche-Archiv die Anfrage, ob die Art, wie Herr Dr. Roebius meine ‚Auskünfte‘ verwende, meine Zustimmung habe und ob ich selbst ihrer sicher sei, so vor Allen der Stelle, Riesches Vater ‚habe schon Jahre lang vor dem Unfall seine Zustände gehabt; Das heißt: er sei von Zeit zu Zeit im Stuhl zurückgeunken, habe nicht gesprochen, Starr vor sich hingesehen und hinterher habe er von dem ganzen Zufall nichts gewußt.‘ Meine Antwort lautete: ‚Die von Ihnen citirte Stelle ist nach Quelle, Form, Inhalt und Beziehung korrekt und ein Mißverstehen oder eine Mißdeutung ganz ausgeschlossen.‘ Ohne Rücksicht auf diese Erklärung macht nun Frau Dr. Förster-Riesche in den ‚Riesche-Legenden‘ den Versuch, den Sachverhalt zu verschieben. Unter ausdrücklichem Hinweis auf die biographische Bemerkung von Elisabeth Förster-Riesche erklärte die Mutter, der Sturz von der Treppe sei nicht die Ursache der Erkrankung ihres Mannes gewesen, und knüpfte daran die Schilderung seiner ‚Zustände‘. Von einem Vorgang, wie ihn der ‚Brief vom Frühling 1848‘ schildert, hörte ich selbst zum ersten Mal im September des vorigen Jahres und kann also bei aller Höflichkeit nicht die Rolle des ‚zuhörenden jüngerer Arztes‘ gespielt haben, die mir von Frau Dr. Förster-Riesche (so will ichs, so ist es) zuertheilt wird. Das Gedächtniß der Mutter aber war zu gut und ihr Geist, wie ihre Augen, zu hell und klar, um ‚eine kluge Gesplogtheit ihres höflichen, formvollen Hausherrn‘ zu mißdeuten. In knapper Form — kein Wort zu viel — zeichnet sie aus dem Gedächtniß einen Zustand, den sie oft und scharf gesehen haben muß, zeichnet ihn in einer Form, die selbst schon dem Kenner den Beweis für die Wahrheit des Geschehenen bietet. Man unterschätzt diese Frau, wenn man glaubt, sie habe durch ‚Qualen und Suggestiren‘ sich Etwas nehmen lassen; eine Kopfbewegung, eine Färbung ihrer Stimme genügte, um Distanz zu schaffen. Frau Dr. Förster-Riesche wußte und mußte wissen, daß ich das Vertrauen

der Mutter (nicht zwei, sondern vier Jahre lang) besah wie Niemand sonst. Es ist nichts als ein Schieben und Verschieben, was von Frau Förster da in den Nießsche-Legenden als Gegenbeweis versucht wird."

IV. „Wollen Sie Ihren Lesern denn nichts von dem neuesten weltgeschichtlich wichtigen Künstlerduell erzählen, gar nichts von dem Streit um den Berliner Roland? Sie haben in Ihrer langen Krankenklause wohl nichts davon gehört, auf das Echo, das dieser Gigantenkampf in den Zeitungen weckte, nicht geachtet? Also, Herr Mascagni (Pietro) behauptet in irgend einem gleichgiltigen Gespräch, auch ihm sei in Berlin angeboten worden, den Roman unseres armen, vielleicht nicht in Gott ruhenden, doch sicher wehrlosen Alexis (Wilibald) zu komponiren; ihm zuerst. Von dem Generalintendanten Grafen Hochberg, von dem Geheimrath Pierjon, vielleicht von Beiden. Er aber habe gesagt, in Deutschland gebe es genug tüchtige Musiker, denen dieses Stoffgebiet näher als ihm sei; er danke deshalb ergebenst. Das wäre verständig und anständig gewesen; und daß die Geschichte just so passirt ist, wird Jeder für sehr glaublich halten, der den (zweifellos in Gott ruhenden) Pierjon all in seiner betriebsamen Phantastik kannte. Warum auch nicht? Herrn Mascagni fällt ja nicht viel ein, aber sein Talent ist ursprünglicher, seines Wesens Art anmuthiger als die des geschmacklosen Herrn Leoncavallo (Ruggiero), in dem Wagner den übelsten Typus des ‚Judenthums‘ in der Musik gefaßt und gegeißelt hätte. Der mit dem Kronenorden geschmückt aber entbrannte in heller Wuth. Wie? Ein Anderer noch sollte zu so ungeheurem Werk als würdig erwähnt worden sein? Nicht er allein unter allen Lebenden dazu erforen? Er wandte sich schnaubend nach Berlin. Voramirte. Und Berlin dementirte. Kein Lebender weiß, daß Herr Mascagni je solchen Wunsch gewürdigt wurde. (Natürlich: Pierjon ist tot.) Das genügt noch nicht. Zwar hatte das feierliche Dementi in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gestanden. Doch auch die Italiener wissen, wie Dementis des offiziellen Gesindes einzuschätzen sind. Ein Mann, der sich um die nationale Kunst und Kultur Alld Deutschlands so verdient gemacht hat, kann schließlich mehr verlangen. Und siehe da: Herr Leoncavallo, der von den deutschen Musikern eben erst vor Reportern mit dreifler Verachtung gesprochen hatte, konnte ein Telegramm des Deutschen Kaisers veröffentlichen, der ihm, ungemein heildvoll, mittheilte, Herr Mascagni sei widerlegt und kein Grund mehr zu Gram und Erregung; denn die Norddeutsche sei das Organ der Regierung. Im Ernst: der Kaiser hatte Zeit und Lust gefunden, in diesen Dioskurentkampf selbst einzugreifen; und unter der Depeße stand, Wilhelm! Herr Mascagni antwortete ruhig, er habe nie behauptet, daß von dem ihm ausgesprochenen Wunsch der Kaiser wisse, und schloß mit einem grazids treffenden Wit. Herr Leoncavallo sagt, ich hätte gelogen. Das muß Jedem, der mich als Menschen kennt, so unwahrscheinlich klingen, wie Jedem, der den Künstler Leoncavallo kennt, die Behauptung klänge, dieser Herr habe Etwas erfunden! Pietro hatte die Lacher auf seiner Seite; doch Ruggiero (von ruggire = brüllen) durfte sich einer neuen Weltreklame freuen. Wer weiß? Am Ende kommt der Rolandunfug gar noch auf eine Europäerbühne. Der berliner Kultur behagt das Spektakel ja; von dem Menschenrecht, Schaustätten zu meiden, auf denen Solches zu sehen ist, macht sie keinen Gebrauch. Der arme Roland! Er sollte ein Wahrzeichen deutschen Bürgergeistes sein und ist in der deutschen Hauptstadt nun gleich an zwei Stellen elend verhungt: in der Puppenallee und im Opernhaus. Das wird nach der Leoncavalleria rusticana aber an Rolandabenden vielleicht nur noch voller werden."

Dampfplüge

bauen wir in den bewährtesten
Constructions.

Strassenlocomotiven und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Gewerbe-Akademie Berlin

mit akademischen Kursen zur Ausbildung von Ingenieuren für Maschinenbau, Elektrotechnik, Hochbau, Tiefbau.

Technikum Berlin

Fachschule z. Ausbildung v. Technikern.
Programme kostenlos.

Berlin W. Königsrützelstr. 90.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70

IBACH 1794 gegründet

Hof-Pianoforte-Fabrik
Potsdamer
Strasse 22 **BERLIN**

Flügel und Pianinos in
allen Holz- u. Styl-Arten.

Erst. Austausch älterer Instrumente
bei Neukauf.

Vorzügliche Stimmungen.
St. Louis 1904 „Grand Prix“.

„Observer“ Unternehmen für
Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach
und Wochenschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte
über jedes gewünschte Thema.

— Prospekte gratis. —

Preisauflage.

„Wenn auf seidenen Haares Fülle
Trunknen Blicks Dein Auge ruht,
Dann vergiss nicht vor Entzücken,
Dass „Javol“ dies Wunder tut.“

Es ist die Aufgabe gestellt, ähnliche 4zeilige Verse, wie der obige, entweder
über das

weltbekannte Haarpflegemittel „Javol“

oder die

unter dem Namen „Aok“ vorteilhaft bekannt ge-
wordene Reform-Methode praktischer Schönheitspflege

zu verlassen. Es können beliebig viele Verse zur Wahl eingesandt werden,
es ist gleichgültig, ob Javol oder Aok in den Versen erwähnt ist, jedoch muss
wenigstens eine dieser Elite-Spezialitäten der modernen Kosmetik erwähnt
sein. Wenn diese Spezialitäten noch nicht bekannt sein sollten, der lasse sich
vorher vollständig kostenfrei Prospekte senden. Postkarte genügt. Rück-
porto nicht erforderlich. Auf die 10 besten Lösungen sind 10 Preise von je
2 Mk. ausgesetzt. Lösungen sind bis zum 1. Mai 1905 zu senden an die
Firma Wilh. Anhalt G. m. b. H., Ostseebad Kolberg. Man verschle den Brief
zusammen mit der Aufschrift: „Zur Preisauflage“ und gebe innen den Titel des
Blattes, in welchem dieses Inserat erschienen, ebenso seine genaue Adresse
an. Einlieferungen ohne Angabe des Blattes sind unzulässig. Unfrankierte Sen-
dungen werden nicht angenommen. Die Namen der Prämierten werden s. Zt.
veröffentlicht. Die prämierten Verse werden unser Eigentum.

Wilh. Anhalt G. m. b. H., Ostseebad Kolberg.

Offene Anstalt für Nervenranke Naunhof b. Leipzig

inmitten ausgedehnter Staatswaldungen.

Spezialabteilung für jugendliche Psychisch-Nervöse besserer Stände.

Aller Komfort: Elektrische Beleuchtung, Warmwasserzentralheizung, vorzügl. Trinkwasserleitung; alle modernen Kurmittel. Prospekte vom ärztlichen Leiter **Dr. H. Götze**.

Telegr.: Dr. Götze, Naunhof.

Tel.: Leipzig 5789, Naunhof 36.

Dr. med. A. Smith'sches

Ambulatorium für **Herz- und Nervenranke**

Köln * BERLIN W. 66, Potsdamerstr. 52 * Hamburg

Funktionelle Untersuchung und Behandlung.

Ausführliches im Prospekt (frei).

TELEPHON: AMT VI, 24.

BERLIN SW.

PROSPEKTE GRATIS!

Sanatorium Königgrätzerstrasse 105

Lage mitten im Garten in grösster Ruhe :: Leitender Arzt Dr. med. PRITZEL

Vornehme, erstklassige Heilanstalt mit 65 Krankenzimmern :: Gesellschaftsräume :: Badenabteilung für Wasser- und Lichtbehandlung :: Räume für Gymnastik und Elektrotherapie :: 2 Operationsäle :: Dampfheizung :: Elektr. Beleuchtung :: 2 Fahrstühle :: Vorzügliche Küche :: Diätikuren jeder Art :: 3 Anstaltsärzte, von denen stündig einer anwesend ist.

Heilstätte

für

Herz- u. Nervenranke

Berlin W., Tauentzienstr. 19 B.

Dr. med. Tilliss.

Fernsprecher: Berlin-Charlitzg. 3474.

☛ Prospekte auf Verlangen ☛

Devisen: Qui lira, rira.
Soeben gelangte zur Ausgabe das
5. Tausend von

Mixed
pickles.



Gereimte
Satiren

von **A. O. Weber**.
Geheftet 2.—, gebunden 3 Mk.
Verlag v. Carl Freund, Berlin W. 15.

Abschriften, Masch.-Diktate, Ste-
nogramme, im Hause
u. außer. Vervielfält.
HENNY REWALD, BERLIN S. 42,
Prinzessstr. 84.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX,
No. 5018 und 3424.

Liefert ihre vorzüglichen Biere in Flaschen
und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3.—

30 Fl. Kreuzbräu . . . M. 3.—

30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3.—

== Pfand pro Flasche 10 Pfg. ==

Die Biere sind stark eingebrennt und ausser-
ordentlich reich an Extraktstoffen (Nähr-
stoffen), welchen ein massiger Alkohol-
gehalt gegenübersteht.

Zur gefl. Beachtung.

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der Verlagsbuchhandlung
Carl Ernst Poeschel in Leipzig betr.

Das Buch des Kaufmanns.

Ein Hand- u. Lehrbuch der gesamten Handelswissenschaften herausgegeben von **Georg Obst**.
Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Schramm & Echtermeyer

DRESDEN
Landhausstraße 27
Circa 400 Sorten

Cigarren

Habana-
Import.

Gegründet 1835. Lieferanten vieler Hofhaltungen und Offiziers-Kasinos.

Organisations-Chef

grosser Firma der Consum- und verwandter Branchen
sucht ähnliches Engagement.

Offerten sub. „Manager“ an Haszenstein & Vogler A.-G., Mannheim.



Herz, in Sklavenketten

reich illustriert M. 4.-

Reich illustrierter Katalog über mittelalterliche Rechtspflege, Flagellantismus, Strafen, Inquisition, Mönchs- und Nonnenwesen etc.

50 Pf. in Marken.

Jaeger-Versand, Leipzig-Prebthaida 15.

HERREN

nehmen zur Kräftigung

Yumbehoa-Elixir

Vorrätig à Fl. 3 Mk. in der

MOHREN-APOTHEKE, REGENSBURG 178

Depot in Berlin: Salomonis-Apothek.



Dr. Ziegelroth's Sanatorium

ZEHLENDORF b. Berlin, Wannseebahn.



MIRALTHIN

IST FÜR

MÄNNER

EIN HERVORRAGENDES
KRÄFTIGUNGSMITTEL

bei Neurasthenie u. Schwächezuständen.

Zu haben in den Apotheken, Versand durch:

Apoth. zum roten Kreuz, Berlin N., Chausseestr. 118.

Kaiser Friedrich Apoth., Berlin N.W., Karlsr. 20a.

Schweizer Ap. M. Riedel, Berlin W., Friedrichstr. 173.

Reichsadler Apoth., Berlin O., Gr. Frankfurterstr. 134.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 49. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1-3. I. Quartal des XIII. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung
entgegengenommen.

Kurt Schaefer

BERLIN W. • Kronenstr. 49 I.

Cotillon- und Carneval-

Artikel.

ist der eingetragene Wortschutz des **Bürgerl. Brauhauses** in **Pilsen**, wozu zu achten bitten. Versand in **Ordnung**, **Prinzstr.** u. **Friedrich-Spitzer** durch die **Repräsentanten** in **Berlin S.W.**, **Breslau**, **Stettin** und **Hannover**!



Mohamed Cigaretten

Die Perle des Orients

Carton à 10 Stück

Nr 1	Nr 2	Nr 3	Nr 4	Nr 5	Nr 6	Nr 7	Nr 8	Nr 9	Nr 10
200	200	200	200	200	200	200	200	200	200
100	100	100	100	100	100	100	100	100	100
Nr 10 = 100 Pf.									

erhältlich in den Cigarrengeschäften nur echt mit Firma auf jeder Cigarette.
Oriental-Tabak- u. Cigaretten-Fabrik
Yenidze, Inhaber Hugo Zietz, Dresden.

1888 - über einhundert Jahre - gegründet

P. P. Liebe

Verfasser der „**Seelen Aristokraten**“ etc. zeigt an, dass er **Charakter, Innenleben, die Psychologie der Persönlichkeit** aus ihrer **Handschrift** erforscht. Distinguierte eingeschränkte Praxis seit 1890. Kombinierte Original-Methode. Die grosszügigen, lebendigen **Seelen-Analysen** des Entdeckers der **Psychographie** unterscheiden sich streng von alltäglichen / Handschriftenbeurteilungen. Massgebende, ausführliche Anerkennungen aus den Kreisen der Intelligenz. Moderne Menschen, die mehr eine Sehnsucht nach Erkenntnis reizt als der Kitzel der Sensation mögen **brieflich anfragen**. Sie empfangen frei und unverbindlich: die **Bedingungen** für **Charakterbeurteilungen** und intensiv anregende **Broschüre**.

Adr.: **P. P. Liebe, Schriftsteller, Augsburg.**

Referendar u. Dr. jur. Vorbe-
reitung
 Persönliche Anfragen täglich 11—12^{1/2} Uhr.
Dr. Wittstein, Berlin N., Tieckstrasse 37 pt.

Billige Briefmarken. Preisliste gratis.
Rud. Kell, Gablonz a. N. Austria.

Harmoniums

der **Iranan Schiedmayer-Bianofortefabrik** Oeffiziell
 S. Majestät b. Kaiser und Könige. **Berlin, Bülow-**
strasse 46. Nachst aus den ersten Welt-Ausstel-
 lungen. Jauwendigste Orgel- und Kirchenorgeln von
 Nr. 100 an. Man befrage bei **Wahlverkauften** **Hoteln gratis und gratis.**

Mädler's Patent-Koffer

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau. Preislisten gratis.

Verkaufslöcale: **Leipzig** **Berlin** **Hamburg**
 Petersstr. 8. Leipzigerstr. 101/102. Neeserwall 84.

Aktuell!

Verlag v. Heinrich J. Naumann, Leipzig

Kaiser Otto III.

Drama von Paul Schmidt.

Lange vor dem „**Toten Löwen**“ hat hier der Verfasser in dem **Sturze des Reichskanzlers Willigis von Mainz** einen welt-historischen Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler dramatisch gestaltet. In **Eckard von Meissen** wird man die Gestalt eines geliebten Sächsischen Königs erkennen. In einem Welt- und Zeitgemälde sondergleichen ist hier die **Tragödie** des

===== **Epigenentums** =====
 unserer Tage geschrieben.

Preis broschiert 2 Mark.

+ Unreiner Teint +

wird unter Garantie beseitigt im Zeitraum von circa 8 Tagen durch Selbstbehandlung mit **Kubale's Gesichts-Dampfapparat**. Mehrfach prämiert. Staatspreis Wien 1904. Preis M. 10.— ab Fabrik gegen vorherige Kasse oder Nachnahme. Zu beziehen vom alleinigen Fabrikanten **Arthur Kubale, Weissensee-Berlin 2, Königs-Chaussee 82.**